

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 7/1

www.nyland.de

nyland@nyland.de

Peter Hille

Lesebuch

Gedichte und Aphorismen

Zusammengestellt und mit
einem Nachwort versehen
von Walter Gödden



NYLANDS KLEINE WESTFÄLISCHE BIBLIOTHEK 7/1

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek
herausgegeben im Auftrag der Nyland-Stiftung, Köln,
in Zusammenarbeit mit dem Westfälischen
Literaturmuseum Haus Nottbeck und dem Förderverein
Kulturgut Haus Nottbeck
von Walter Gödden
Band 7/1

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Da-
ten sind im Internet über <<http://dnb.ddb.de>> abrufbar.

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem und
alterungsbeständigem Papier.

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne Teile des-
selben sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in an-
deren als den gesetzlich zugelassenen Fällen ist ohne vorherige
schriftliche Zustimmung des Verlages nicht zulässig.

Bücher der Nyland-Stiftung, Köln
© 2004 Nyland-Stiftung, Köln
ISBN: 3-936235-07-4
Redaktion: Wolfgang Delseit
Lektorat: Lelo C. Burkert-Auch
Satz: TIESLED Satz & Service, Köln
Umschlaggestaltung: AWard Associates, Münster
Druck: AZ Druck und Datentechnik GmbH, Kempten
Printed in Germany

Inhalt

Das Vergißmeinnicht	9
Prometheus	11
Hymnus an die Dummheit	12
Der fahrende Scholar	13
Engellieder	14
Die Weihnachtsfee	16
Winterstiefel	17
Weltwiese	18
Wie die kleinen Engel fliegen und Singen lernen	19
Seufzender Saft	23
Vom kleinen Dante	25
Aus Prinzkleins Kinderstube	28
Kinderliebe	29
Knabe	35
Schulschlange	35
Das Mädchen	35
Abbild	36
Brautseele	36
Brautmorgen	40
Kind	44
Schönheit	44
Gestaltungen	45
Serpentinreiterin	48
Seegesicht	49
Schaumgeboren	50
Wellenspiel	50
Gewitter auf dem Meere	51
Nordost	52
Wassermann	53
Der neue Faun	54
Wintermeer	54
Vorfrühling	54
Tastende Tage	56

Mailieder	57
Lichtregen	59
Samen warm in tiefer Luft	59
Der Tag und die Sonne	59
Nachtigall	60
Waldesruh	60
Hagel	62
Der schlafende Blitz	62
Abendrot	63
Abendröte	64
Nacht	65
Herbstmorgen	65
Regentropfen	66
Ein bleiches Antlitz leidet hin	67
Deutsche Seele	67
Der große Pan ist tot	68
Aus »Seelentage«	69
Krank	69
Wein	70
Ein Stück Düsseldorf	71
Zwei Weise	75
Tamerlan	77
Salome	78
Vagantenweihe	79
Höhenstrolch	81
Die Hermannschlacht	81
Verschlummert	83
Banger Traum	85
Mein Kreuz	87
Verwalte dich selbst	88
Aus den Liedern des betrunkenen Schuhus	90
Dem Hohen	92
Jesus	93
Karfreitag	94
Krol Duch	94
Für einander	96

Meine Erde	97
Brennende Einsamkeit	101
An Gott	102
Waldesstimme	103
Von den <i>Gesammelten Werken</i> 1916 bis zu den <i>Gesammelten Werken</i> 1984	
Ausgewählte Texte aus späteren Editionen	
An die Poesie	104
An die Hoffnung	107
Ode an die Zeit	108
Gott und die Religionen	110
Lord Byron	111
Arnold Böcklin	112
Märzfahrt	114
Meer	115
Ich lob dich, Herr	116
Cymbal	116
Erdbrunst	117
Furchtsam	118
Jubelnd	119
Meernacht	120
Politik	121
Aphorismen	
Büchlein der Allmacht	122
Ethica	130
Ecce poeta!	137
Nachwort	145



Peter Hille (1854-1904) im 35. Lebensjahr

Das Vergißmeinnicht

Sinniges Blümchen,
Blaues Vergißmeinnicht,
Entpflückt dem leise
Murmelnden Bach
Von Mädchenhand,
Tränenbetailt,
Unterm Abschiedskuß
Dem scheidenden
Liebsten gegeben, –
Hast eine Seele, du?
Riß die Holde
Grausam
Dich aus bachumrieselten
Blumenleben?
Fühltest du schmerzlich
Die pflückende Hand?
Starbest du
Von nährender Wurzel
Geknickt?
Himmelblau,
Wie zuvor,
Noch schimmert dein Aug'! – – –

In ein Wasserglas
Stellt dich der Knabe,
Kaum daß er das Ränzlein
An den Nagel hängt:
Und frisch bleibst du,
Blühend
Als wenn noch
Wurzelnd du ständest im Bach.
Oft zur Sehnsuchtsstunde

Der Dämmerung
Nimmt er dich aus dem Glase,
Betrachtet dich innig,
Liebesbote du,
Von ihrer Hand
Mit Tränen benetzt,
Gewandert in sein. – – –

Die Linke im braunen Gelock,
Ans Fenster sich lehrend,
So sieht er mit sehnendem Blick
Hinaus in die Gegend,
Wo weit dahinten
Sein Liebchen weilt.
Seine Gedanken gehen
Weit die Giebel hinüber,
Die Türme und Mauern der Stadt
Weit, weit hinweg,
Bis wo in stiller Kammer
Ein Mägdlein steht am Fenster,
Und Tränen der Wehmut
Im Auge
Ins blassende Abendrot sieht...
Jetzt, Vergißmeinnicht,
Streift dich sein Auge,
Er küßt anstatt der lieben
Geberin dich.
Fühltest du seinen Kuß,
Blume der Treue,
Zürnst du der Maid,
Daß dein Leben sie kürzte,
Das nun bald welkende?
Oder lispelt
Ihre Mahnung
Dem Jüngling zu,
Ihr Tränenwort:
»Vergiß nicht mein!«

Prometheus

Entgegengeschmiedet
Auf schroffem Fels
Den Pfeilen der Sonne,
Dem Hagelgeprassel,
Trotz' ich, Olympier, dir.
Der wiederwachsenden Leber
Zuckende Fibern
Hackt mir des Geiers Biß
Aus klaffender Wunde.

Ein Wimmern, glaubest,
Olympier, du,
Würden die rauschenden Winde
Ins hochaufforschende
Ohr dir tragen?
Nicht reut mich der Mensch,
Der Leben und Feuer mir dankt,
Nicht fleh' ich Entfess'lung von dir;

Jahrhunderte will ich
Felsentrotzig durchdauern,
Jahrtausende,
Wenn dir die Lust nicht schwindet,
Wenn der Trotzende nicht
Zu glücklich dir erscheint.

Hymnus an die Dummheit

Dummheit, erhabene Göttin,
Unsere Patronin,
Die du auf goldenem Throne,
Auf niedriger Stirne die blitzende Krone,
Stumpfsinnig erhabenes Lächeln
Auf breitem Antlitz –
Königlich sitzt:
Siehe herab mit der Milde Miene
Auf deine treuen dir nachdummenden Kinder,
Verjage aus dem Land
Die Dichter und Künstler und Denker,
Unsere Verächter,
Vernichte die Bücher, Traumbuch und Rechenknecht,
Briefsteller und Lacherbsen verschonend,
Und wir bringen ein Eselchen dir,
Dein Lieblingstier,
Dein mildes, sanftes, ohrenaufsteigendes
Lieblingstier,
Eine goldene Krippe dafür
Und ein purpurnes Laken von Distel.

Der fahrende Scholar

Soviel Maßlieb, als da prangen,
So viel Donen als gestellt
Muntere Vöglein, die da sangen,
Grüne Jäger auf dem Feld;
Wie dem Bächlein Wellen rinnen,
So viel mal hab' ich mein Sinnen
Liebste mein, auf dich gestellt.
Alle Perlen, die da prangen,
Zart auf Seide spielen sie,
Dir um Haupt und Schultern hangen,
Ach, wie bitter find' ich die.
Deine Locken, die da wehen,
Lose hin im Winde gehen,
Könnst' ich halten, halten sie.

Könnst' ich schau'n in deine Augen,
Deine Hand in meiner ruh'n,
Ach, dann wollt' ich alles taugen,
Ach, wie wollt' ich alles tun.
Wenn mein armes Herz wollt' brechen,
Müßt' ich alle niederstechen,
Um vor dir erst auszuru'h'n.

Deine Stimme klang wie Glocken
Und ich stand am Kirchentor,
Ach, wie war mein Herz erschrocken,
Wie ein Reif dein Schleier fror.
Wie hab' ich dich grüßen können,
Die mir doch kein Mensch mag gönnen,
O, warum sind wir nicht gleich!

Und ich liege nun im Tauen,
Hat mein Herz mich wach gemacht,
Bald wird schon der Morgen grauen,

Fremde Sterne sinken sacht,
Neben mir greif' ich in Saiten,
Wend' das Aug' an Himmelsweiten,
Und ich sag' dir gute Nacht.

Gute Nacht, wo du auch ruhest
In dem hohen Sternenschein.
Gute Nacht, was du auch tuest,
Gute Nacht dir ganz allein.
Für dein Leben, für dein Sterben
Will ich einsam nun verderben,
Will mich betten hart auf Stein.

Engellieder

Der Schutzengel

Ein Schatten fällt auf deine Wange,
Es ist die Wimper nur, die lange.
Ein Seufzer sucht die Himmelsluft,
Von der noch warm die Traumesbrust.

Du hast das Heimweh nach dem ewigen Leben
Und fühlst dich mit uns noch im Himmel schweben,
Und kommst bald wieder.

Asrael

Sieh, mein Vater, mein Kind schlägt eben
Die Augen auf.
Es will einen Kuß dir ja geben,
O nimm es auf.
Und lege es an dein Herz,
Und lege es an dein Weltenherz,
Und lege es an dein Vaterherz,

Das für alles schlägt,
Was Leben und was Seele trägt;
Sieh mal, wie warm, wie tränenwarm
Auffunkelt das Herz;
In Freudenfluten überfließt der Harm,
Die roten Bäckchen glühen vor tiefem Herz;
Die blauen Augen sieh,
Wie sie
Verwundert und verschleiert.
An deinem Herzen halt' du es,
Indes
Die kleine Seele feiert.

Raphael

O komm leise, leise komm,
Laß das Licht und sieh, wie fromm
Da liegt es, Atem steigt
Als Gebet noch, Lippe schweigt
Schläft in lieber Heimlichkeit.
Hin und weiht
Dir sich sein ganzes Leben.
Du hörst die fromme Seele beben.
Nun kannst du ihr den Segen geben
Für die Nacht.
Gute Nacht!

Die Weihnachtsfee

Und Frieden auf Erden den Menschen,
die eines guten Willens sind.

Suchende Sterne ins eilende Haar,
Frierende Sterne, schmelzend zergangen
Über den wunderfeiernden Wangen
Und die Augen von Liebe so klar.

Wo Glocken klar, wie Reif so rein
Und s duft und so jung und blühend vor Güte
Tau der Frühe himmlische Blüte
Wie Rosen und wie Fliederschnein.

Da steigen die Hände, ein bettelndes Meer,
Augen dunkeln nach Geschenken,
Mir! Mir! Mir! Mich mußt du bedenken!
So steigen die bettelnden Teller her.

Dunkel wird's, ein Wundern steht
Strenge in der Feenseele,
Wie wenn rohe Nacht das Leuchten quäle,
Und Ernst in die Güte der Augen geht.

Und es spricht wie klares Licht
Aus dem milden Angesicht:
Geben euch? Was soll ich euch geben,
Alle Wunder habt ihr ja hier,
Eine Erde die könnt ihr hegen ihr,
In euch selber will der Himmel leben.

Kinder, ihr wünscht,
So könnt ihr ja geben
Und selig sein und selig machen,
Und innig sein wie Kinderlachen
Und wie wir von Wundern leben.

Tuet frohe Liebesgaben
Einer in des anderen Hand,
Tuet ab das Geizgewand
Und pflücket alles Haben.

Winterstiefel

Ein Scherzo aus dem Vorfrühling

Hat ja nur sich selber an,
Schämt sich nicht, hat Freud' daran.

Krauses Haar wie lachend Gold,
Das von tausend Teufeln tollt.

Beide Beine flink und fein
Sinken in zwei Stiefel ein.

Klappen plump und Absatz schwer
Lachend schleppt es sich daher.

Also ob die Welt nur Leder wär!

Schwarz das Leder, ros' das Bein:
Stiefel, sag', was fällt dir ein?

»Hub, mein Jung, da fliegt er hin:
Will dir sagen, was ich bin!«

Heissa, wie der Stiefel flog
Beide Hände klatschen hoch.

Und die Füßlein ganz befreit
Machen die ein Zehengespreit

Weltwiese

Baby-Kaprizzio

Wo eine Wiese.

Strotzt die und flammt von lauter krausen mutwilligen
Sonnenköpfen voll von lachenden Streichen. Löwen-
zahn. Mutwillige Zähnchen eines Löwenjungen.

Behutsam wildere Spielerei. Läßt sich das wälzen auf den
kräftig krachenden, durchsichtig grünen Säulen!

Das gibt Raum und Blößen hinein in die klaren Schatten
strotzenden Urwalds schwellender Stengel.

Und stoßen zusammen die drallgesunden, lebendig-
wichtigen Walzen, gibt das ein Krähen!

Und weiter kugelt man, einander nach oder sich tren-
nend.

Nun hat man alles glücklich glatt und liegt still und
atmet und mag sich nicht regen vor lauter Behagen.

Die Augen gehen einem zu, und gehen sie wieder auf, da
wälzen sich oben am Himmel die kleinen Jungen und
Lüds,* wie lauter große rote Rosen.

Man kriegt auch wieder Lust, es wird einem so heiß.

Da fühlt man sich auch schon gehoben, so wächst es
unter einem auf und hebt einen und bald liegen wir
wieder mitten im Grünen und keiner sieht mehr was
vom andern und so schön kühl ist es, wo man darauf
liegt.

Der Magen meldet sich.

Pladderadauts!

Da kommen die Buddel herunter, die Bonbons und die
Schokoladenzigarren für die kleinen Jungens, die beinahe
so gut schmecken wie die große Zehe, wenn man sich die
in den Mund steckt nachher.

Und Bälle und Steckenpferde und allerlei sowas.

Und Trompeten!

Und Gänse, die wackeln!

Und nun kriecht man sowas 'rum auf Visite, was der andere gekriegt hat, und was einem gefällt, das will man sich nehmen – natürlich!
Dann haut man sich, und das ist das Schönste.
Und die große Schwester da oben schüttelt lachend ihr unbändiges Kindergelock.

* Lüds, Wicht, niedersächsisch für Mädchen

Wie die kleinen Engel fliegen und Singen lernen

Wenn die kleinen Engel in den Himmel kommen, so sind sie erst ganz verlegen.
Sie fühlen sich gar nicht zu Hause, und das läßt sich auch ganz gut begreifen.
Denn wenn der liebe Gott auch noch so gut ist und die lieben Englein auch noch so freundlich sind und mit ihnen spielen und ihnen alles zeigen, sie fühlen, sie gehören noch nicht hinein in den Himmel, können noch nicht mittun, sind nur geduldet.
Sieh, das ist geradeso wie mit den Schlittschuhen, die du zu Weihnachten vom Christkindchen bekommen hast. Wenn du nicht erst ordentlich übst und versuchst, dich – im Anfange auf der mit Schnee bedeckten und dann auf der glatten Eisfläche – aufrecht zu erhalten und dann so nach rechts und links auszufahren, ganz egal, ob du dabei einmal auf die Nase fällst, so lernst du dein Lebtage kein Schlittschuhlaufen.
So ist es auch mit dem Himmel.
Da muß noch vieles, vieles gelernt werden. Aber das Lernen macht da oben Spaß. Viel mehr als hier das Spielen.

Worauf es da oben am meisten ankommt, das ist natürlich das Fliegen und das Singen.

Fliegen muß man lernen; denn ihr wißt, der liebe Gott gibt seinen Engeln manchmal einen Auftrag. Da muß man nachsehen, daß ein kleines Kind nicht aus dem Fenster fällt; denn die Mutter ist auf Arbeit ausgegangen, und das kleine Lieschen, das am Fenster seine Schularbeiten machte, weil es schon dunkel war in der Stube und es am Tische nicht mehr lesen konnte, ist an den Ofen gegangen, um etwas Milch zu kochen. Dabei hat's das Fenster offen und den Stuhl stehen lassen, das hat das Brüderchen gesehen und ist darauf zugelaufen und ist heraufgeklettert und sieht nun auf der anderen Seite eine schöne Blume, die will es holen.

»Bume, Bume!« sagt es.

Da kommt Lieschen mit der Milch, und als sie sieht, wie ihr Brüderchen so aus dem Fenster liegt, da läßt sie die Kanne fallen und greift es noch eben. Und hätte der Engel es nicht so lange gehalten, dann wäre das Brüderchen schon längst tot gewesen.

Aber, wenn Kinder etwas Böses tun wollen, naschen oder lügen, dann kommt auch der Engel und sagt ihnen, daß sie es nicht tun dürfen, daß der liebe Gott darüber sehr, sehr böse wird.

Und wenn die kleinen Kinder recht artig zu Bett gegangen sind und Papa und den andern »Gute Nacht!« gesagt haben und dann im Bettchen so recht andächtig die Hände gefaltet und mit Muttchen gebetet haben:

»Ich bin noch klein,
Mein Herz ist rein«,

dann kommt der Engel und gibt den Kindern lauter schöne, liebe Träume, und das Kind weiß, daß sie vom Himmel kommen, das sieht man ihm an seinem Gesichtchen an, das ist so gut, so fromm, und es lacht so selig wie die liebe Sonne, wenn sie über Feld geht, und

die Bäcklein werden so rot und die Händlein bewegen sich, als sei es schon droben und wolle allen den Engelkindern guten Tag sagen.
Die Hauptarbeit kommt natürlich um Weihnachten. Da haben die Engel alle Hände voll zu tun.
Ja, und darum muß ein Englein auch fliegen lernen.
Von selbst kann das keiner.
Das können auch die Vögel nicht.
Die werden erst von Vogelpapa und Vogelmama angelernt.
Und das geht so.
Der Engel Raphael hat eine große Zuckertüte.
Und dann streut er bald hier etwas hin auf eine Wolke und bald da.
Und dann stürzen sich alle die kleinen Fliegeschüler bald hierhin und bald dorthin.
Und wer der erste ist, der kann sich das Beste erwählen.
Aber das behält er nicht.
Das gibt er einem andern, der zu spät gekommen ist oder hingefallen.
Denn abgeben schmeckt hier viel besser als selber essen.
Und dann, wenn sie schon gut fliegen können, dann machen sie Wettfliegen vor dem lieben Gott.
Dazu wird der ganze Himmel eingeladen.
Und wer der erste gewesen ist, der darf den lieben Gott küssen.
O, das dauert gar nicht so lange, dann können alle die kleinen Engel fliegen.
Und sie freuen sich schon auf die andern kleinen Engel.
Denn wenn wieder genug beisammen sind, dann lernen sie wieder fliegen, und sie können ihnen schon dabei helfen, ihnen zeigen, wie es gemacht wird.
Das Singen ist eigentlich noch viel, viel leichter, und eine Engelstimme, o, das ist so was Seliges, wie man es auf der Erde gar nicht zu hören bekommt.

Der Gesanglehrer ist auch ein Engel. Gabriel heißt er. Der setzt sich dann mitten zwischen die kleinen Engel und erzählt ihnen vom lieben Gott, wie er die schöne Sonne gemacht hat und die lieben Sterne und all die schönen Rosen und Veilchen und Papa und Mama, Brüderchen und Schwesterchen und die blanken Kirschen und die Äpfel mit ihren frischen roten Backen – und dann das liebe gute Gewissen und, wenn wir das haben, den wunderschönen Himmel mit allen seinen hellen Engeln.

Und alle Menschen, die früher gut gewesen sind auf der Erde, die sind auch da.

Und wenn die kleinen Engel das hören, dann wird ihnen so sonderbar ums Herz, und sie müssen singen, singen, und das ist dann der Engelsgesang.

Das weißt du ja auch, wenn Weihnachten gewesen ist oder dein Geburtstag und du gerade bekommen hast, was du dir gewünscht hattest, wie du dann gar nicht anders konntest als Papa und Mama einen Kuß geben – sieh, so ist das hier auch mit dem Singen.

Ein Engel muß singen für den lieben Gott, oder er müßte sterben, wenn Engel sterben könnten.

Und weißt du, Herzblatt, so ein recht, recht liebes Kind, das ist schon fast wie ein Engel. Natürlich ein Engel, wie man eben auf der Erde ein Engel sein kann.

Ein Engel, der weiß, wieviel einmal eins ist.

Ein Engel, der, wenn sein Brüderchen hingefallen ist, es wieder aufhebt, ihm aufs Händchen pustet und sagt: »Nun ist ›weh, weh‹ wieder weg.«

Ein Engel, der seinem Schwesterchen immer die Hälfte abgibt, wenn er vom Onkel einen Apfel bekommen hat.

Seufzender Saft

Schlummernde Kinder

»Wo sind die Kinder?«

»Sie sind vorn und machen ihre Schularbeiten.«

So still – so Streitlos traulich, das bin ich nicht gewohnt hier. Da stört die eine mit lautem Aufsagen. Da gibt's zu Friedenszeiten einen Tanz: »Nun wollen wir erst einen machen: Siehst du wohl, da kimmt er, lange Schritte nimmt er.« Zur größeren Feierlichkeit aber wurden vorher Rosenblätter gestreut. Dann nimmt man sich in den Arm und wiegt sich ein.

In den viel häufigeren Kriegsausbrüchen aber führt eine schnelle Entscheidung bald zu Greinen oder Anklagen.

Ich öffne die Tür.

Da liegen die auf dem Sofa.

Aber nun – nichts – kein Atemzug und kein Schnarchen trotz des offenen Mäulchens des Pussels Mathilde.

Und doch atmen die zarten, lebensheftigen Leiber in leisen, Rührung weckenden Rhythmen.

Das schlafende Leben ist ein Geheimnis, das man nicht stören mag.

Ich wenigstens habe eine solche Ehrfurcht vor Schlummer, ich vermag's nicht über mich, daraus zu wecken.

Und so setzte ich mich denn als Schutzengel mit meinem langen, rotbraunen Bart auf die Sofalehne, sah mit Beobachterfreude die heftig roten Wangen und scheuchte die Fliegen, die sich, angelockt von der mit feinsten Schweißtropfen feuchten Duftregung der Haut, auf Arm und Nacken hartnäckig, fast klebsam niederließen.

Man mußte ein-, zweimal zuscheuchen.

Ein Regen, ein Stammeln geisterhafter Worte, ein Umliegen und Wiedereinnesteln, ein Hineinruf in diese ver-

meintliche Ritze des Schlummers fand indes keine Öffnungen.

Einzig schön die Gruppe, wie sie dalagen auf dem Sofa. Man hätte sich eine Kunst gewünscht, die alles das fassen konnte!

So eine lange, bläulich-grün gestreifte Gewandung, aber noch neu in blanken, knitternden Falten, hüllte wie ein Geniengewand ein die knieend gegen die Sofalehne angezogenen Füße der abgewendet, mit Kopf und Arm auf der Seitenlehne Ruhenden.

Hier das blonde weiche Haar, dort das Bronzelockengestrudel, hier die schüchterne Seelengestalt der Kindheit, dort die geschlechtlos abgeschlossene Weibesgestalt des Kindes vor Durchbruch der Reife. Durch die herabgelassenen Vorhänge fiel ein reichgelber, treibhausüppiger Schein.

In Fenstersonne ein Glas mit welkendem Blumenstrauß! Davon fast körperhaft musikalischer sprechender Duft, wie eine üppige Wehmut redend aus dem müden Mutwillen der Nelken, der Ausgelassenheit des Rittersporns und dem zum Aufklappen reizenden Löwenmäulchen mit den nachdrucksam bekümmert geeckten Kinnhacken.

Dazu am Boden Tornister, Bücher auf der Fensterbank, das wahllos Hingeworfene der Kindheit: Unordnung, die hier nicht beleidigt, sondern zur Sache gehört.

Vom kleinen Dante

Er hieß Dante und das Hemdchen hing ihm aus der Hose.

Das war in Mailand.

Im backsteinbängen kränklichen, gleichsam gebratenen Kämmerchen mit einem Kamin wie ein Grab.

Da sitze ich und wundere mich, da zu sein. Neu, unbeholfen, an mich kommen lassend. Neu verpflanzt, eine schwerfällige deutsche Pflanze, muß ich von dem Boden erst in mich hereinziehen lassen, der mich nun vom weißen Alpenzaune her wie ein Garten weit umgibt.

Wie es tönend trappelt auf eisern gespanntem Altan. Wie es nun näher kommt, erinnert es an ein Schlachtstück, wie es wohl ein Biergarten zum besten gibt, der unaufhörlich schmetternd unsere Schlücke hetzt wie ein Pumpwerk. Nun schauen sie hinein durch das offene niedrige Fenster, wie die Erinnyen dem endlich im Asyl geborgenen Orestes anhängen mochten in ohnmächtiger Wut.

Der Orestes aber kauert zu meinen Füßen. Er lehnt sein Köpfchen an meine Knie – mein Dante Alighieri, und will nichts sehen und nichts hören von den kleinen Hexen da draußen.

Denn wie oft haben sie ihn verfolgt, wenn er in düsterer Gemessenheit sich auf dem Altane des Binnenhofes erging – alle die wilden Insassen, alle die kleinen Teufel des süßlich rauchigen ersten Stockes mit seinen bräunlich wirbelnden Sonnendämpfen.

Wie Kohlen glühten da alle Augen in feuriger Bosheit und all die kleinen, pfiffig unschuldigen schwarzen Zöpfe und Lockenschlangen ringelten sich nur so um die bronzenen Köpfe.

Und wer schürte die Glut?

Der kleine, toderkste, finsterstrenge Dante mit der gal-
lengroßen Florentinerseele, der weder Spiel noch Spiel-
zeug kannte, in seinem angeborenen Richtersein, son-
dern nur einsam sinnenden Wandel!

Da waren sie hinter ihm.

Und wie bald war er erreicht.

Schon zog die Keckste der Mädchen den Zipfel noch
mehr aus dem grauen Höschen hervor, so daß der Kleine
in seiner bedrängt geärgerten Mannheit knurrte und da-
bei aussah, wie ein kleiner fremdartiger Vogel und noch
mehr reizte den Mutwillen, das Lachen.

Nur hier bei mir hatte der Verfolgte Ruhe.

Ich war sein Beschützer. Und mich respektierten sie alle,
diese kleinen Unholdinnen und eine schmeichelte und
bat immer noch verführerischer als die andere:

*Dolche, Bonboni, Signore! Prego! Ancheio! Ho fame
Signore!*

So verflocht es sich wie eine wild erblühende, mit Un-
kraut durchwachsene Hecke und ich versuchte zu ant-
worten und etwas dieser fremden Sprache an mich zu
ziehen. Aber bald verwirrte sich mein junges Italienisch
und ließ alles über sich hinbrausen.

So zahlte ich für meinen kleinen Schützling mit dem
großen Namen das Lösegeld. Und dankbar sah er auf zu
mir, wenn sich die wilde Jagd verzogen hatte und sein
Blick sich wieder aufwagte aus kohlschwarzen, groß-
hungrigen Augen in dürftigem, wie uraltes Pergament,
wie ein nicht gehaltener Vertrag vergilbten Vogelgesicht-
chen.

So ruhelos blicken Vögel in fast glänzender Angst, wenn
sie kurz und trocken hüpfen und Einsamkeit piepen.

Und dann nestelte er sich ein zwischen meinen Beinen
hinter den Falten meines Schlafrocks und bald senkten
mich seine Atemzüge in Sinnen. Und wie ich nun hier
war in der fremden Welt, wo süßliche mattblättrige
Maulbeerbäume die staubig brütende, von den huschen-

den Sonnengeburten der kleinen grauen Lacerten überhüpft Ebene tüpfelten – und wie zurechtgeschnittene Posen die schrägen hohen italienischen Pappeln.

Und ein animaler Seufzer, und wie sich ein dummes vertrauend hingegebenes Hundel wieder zurechnestelte, rief es mich frisch zurück zum Ausgangspunkte meines weltverlorenen Staunens.

Und ich sah auf zum Himmel, in dessen Wangen Blut war, auf zu den flinken Schwalben, die da oben, wenn sie hoch genug waren, aufleuchteten im scheidend klaren Abendschein.

Der Lärm der Kleinen hatte sich hier und da hineinverzogen zu den abberufenden Stimmen, gehorsam wie das Leben Folge leistet dem winkenden Tode.

Und leise rieselt Dunkel hernieder, um so voller aber stieg drunten vom Brunnen herauf die ewig sehnende klingende Melodie fließenden Lebens.

Nun nahten Schritte.

Buona Sera Signore!

Buona Sera Roberto!

Und Robert, der Lehrling war in einem Uhrmachergeschäft, erzählte mir vom kleinen Dante, wie er schon 7 Jahre alt sei, aber nicht zur Schule gehen könne, da er schwach sei und die englische Krankheit habe.

Dann langte ich sanft das schlafende Bündel Leben herauf und reichte es über den niederen Sims Robert zu, wie der Tod dem Aufseher der Geisterwelt ein Leben zu weiterer Behandlung überreicht, und Robert trug es schlafend rechts um die Ecke zu der zweiten Tür.

Buona Sera Signore!

Buona Sera Roberto!

Und ich glaube der kleine Dante, der nie gewußt, was Kindheit war und Spiel, nun wird er es bei den Engeln lernen, wenn er es nicht vorzieht, seiner Gewohnheit treu, zu den Knien zu schlummern seines ewigen Vaters.

Und keine kleinen Hexchen werden ihn mehr stören,
noch die groben Püffe ihn treffen, die das rauhe Leben
dem Schwachen zu versetzen pflegt, bis der große Stoß
allen ein Ende macht.

Buona notte Dante!

Aus Prinzekleins Kinderstube

Gramsrosen.

Ach, sieht der gute Onkel Mond krank aus. Ganz gelb
liegt er in den blauen Kissen, grad' wie meine liebe alte
Rieke, die wir neulich noch besuchten, die sich so freute
und mich hochnehmen ließ und mir einen Kuß gab.
Und ich hielt still, ganz still, und wenn der Kuß auch
noch so kalt war und es mehrere wurden; mir war so
heilig, als sei sie eine Königin, wie meine selige Mama,
die nun die Himmelskrone trägt.

Als die mich noch küßte, das war so groß, ganz still,
noch so ganz, ganz warm und dann holte man sie in den
Himmel und die Glocken gingen doch so traurig. So
ganz, ganz lange Zeit, so ganz, ganz traurig.

Sie hatten keine Mama mehr.

Und mein Papa, der lebte da ja noch, aber das war so
traurig. Wenn er mich ansah und auf die Stirn küßte,
fuhr ich immer zurück, so kalt war das, und dann setzte
er sich gleich gerade und sah vor sich hin und ich eilte zu
ihm und legte meinen Kopf an seine Backe, und das war
so kalt wie Mamas Stein, als ich sie mal streicheln wollte,
weil sie mich so dauerte so ganz allein zwischen den
schwarzen Büschen und der Mond schien so kläglich.

Ja, so legte ich den Kopf an ihn und freute mich, nun
war ich auch gestorben und kam wieder hin zu meiner
guten Mama und mein Papa saß immer so still und da

sagte er so ganz leise: »Frau von Hülstein, bitte bringen Sie die Kleine zu Bette. Sie wissen...«
Und da war es nun wieder so schmerzend, so viele, viele Lichter brannten und ich weinte noch mal furchtbar, daß mir meine Augen ganz wehtaten.
Ich glaube, nun werde ich nicht mehr weinen brauchen. Es ist nun auch keiner mehr da und ich bin auch so traurig, viel zu traurig, immer, immerzu. Da weint man nicht mehr. Da könnte man ja gleich immer daran bleiben.
Und dann wird man blind.
Ich will doch mal hingehen zum Onkel Apotheker, er soll mir eine schöne, ganz schöne rote Medizin geben, ganz, ganz süß muß sie sein, wie ich sie nur kriege, wenn ich erkältet bin und die bringe ich hin.
Ich weiß schon, wie ich das machen kann.
Onkel Mond hat noch eine Wohnung im schwarzen Teich.
Da bringe ich sie hin.

Kinderliebe

Novelle

So ein Kirchhof mit seinen Anpflanzungen und spielartig aus der Fläche herausgeschaukelten Gräbern hat für die Kinder etwa Anheimelndes.
Nun ist gar noch ein Brunnen da, aus dem der Gärtner des Todes an einer Welle das Wasser aufwindet, mit dem er Blumen und Sträucher erfrischt.
Da sitzen die Kinder gern und schneiden mit großem Ernst sich im Wasser langsame Fratzen.
Paul und Mariechen!
Oft hocken sie hier schon bei blassem, eben vom Schütelfrost des Winters genesenden Sonnenschein.

Klein Mariechens Vater ist Arzt und hält den Drang des Kindes ins Freie für ein Naturgesetz, das ihm nicht verkümmert werden darf, für einen Instinktschrei, der gehört werden muß von einsichtiger Aufsicht.

Und so wuchsen sie nebeneinander auf, von Tag zu Tag, bei ungebärdiger Witterung im lauen wie ein Bad geheizten Kinderzimmer, sonst hier draußen, immer aber unter den hütenden, Maschen und Schützlinge unter einen Blick nehmenden Augen einer stillstrickenden, gütefindenden Tante.

Regte sich auch bisweilen leise Ungeduld bei ihnen, oder gelüstete es ihre kleine schelmische Schlaueit nach einem leider alsbald ertappten Triumph: im Grunde fühlten sich beide unter dieser Obhut recht sicher und angenehm: es war das so eine Art göttlicher Vorsehung ins Irdische übersetzt, eine Schutzengelschaft mit einer Haube auf.

Und bisweilen nahm dieser Schutzengel so ein rosiges, frischgetüpfeltes, weißkerniges Mädlein und zog einen warmen, strähnig gefurchten Beinling darüber mit kühlem klappernden Stricknadelgerüst.

Das machte dem kleinen Fuß Vergnügen, die große Zehe krümmte sich nach oben und unten vor Behagen.

Dieser muntere Fuß und dieses frische Bein gehörte vorzugsweise Mariechen. Jedoch auch Paulchen bekam seine Strümpfe; Tantchen war ja so gut und Pauls Mama tot und die gekauften hielten so schlecht und waren auch gar nicht so warm.

Mariechen aber, als Kind des Hauses, hatte begreiflicherweise den Vorzug. Pauls Beinchen waren aber mehr gelblich bleich und seine Zehen so ernst, so ruhig und gelassen, wie der Kleine selbst mit seinem kurz geschorenen großen, priesterlich ernsten Kopfe und den zu großen, schweren, fast schwarzen, braunen Augen.

Sie sprachen wenig, wenn sie zusammen waren.

Nur der Kleinen, die oft aufsprang und emsig hin und her eilte, während er bedacht handelte und wandelte und seinen Sand ausgoß, langsam und planhaft, als sei es ein kostbarer Samen – nur ihr ging das Mündchen.

Aber sie sprach gewöhnlich halblaut, mehr zu sich selbst. Und doch genossen sie alles, genossen ihren wachsenden und abnehmenden Schatten, dem sie den Kopf zu zertreten sich bestrebten, als handle es sich um jene alte Schlange; genossen den großen, braunen Hund, der wohl bei ihnen vorsprach, sich zausen, streicheln, schmeicheln, ja sogar reiten ließ, Das heißt: er duldete die Versuche; hinauf auf ihn kam keines.

Und wer hinauf kam, konnte sich nicht behaupten. Und dabei stand das gutmütige Tier ganz ruhig und lüftete seine rote Zunge.

Beide waren fünf Jahre.

Das ist das schöne Alter: die Sinne haben bereits ihre volle, eifrige Regsamkeit, aber noch immer behauptet die Kindheit ihr eigenes Reich, worin der Himmel noch so ganz voller Onkel hängt; jenes Reich, das gewöhnlich mit dem Beginn der Schule, der langsam wachsenden Pflicht und Arbeit abbricht. Aber auch ohne Schule würde diese erste Kindheit gegen das sechste Jahr aufhören, denn immer lebhafter öffnen sich die Sinne, immer mehr Welt braust hinein, und das kleine Wesen, das so gern »groß« sein möchte, drängt es selbst, diesem einzigen Zauber, diesem Dornröschentum des Lebens ein unersetzliches Ende zu bereiten.

Wie die Blume das Lächeln der Pflanze, so ist die Kindheit das Lächeln des Menschenlebens.

Aber schon die Blüte streckt und dehnt sich nach allen Richtungen und möchte lieber ganz dem Kelch entfliehen. Aber nur die Knospe wohnt noch traut beisammen.

Die Lebenszeit des Paradieses auf Erden ist kurz, jene glücklichen Zeiten, da alles Geschöpf: Sonne und Wauwau, Mond und Bonbon noch so köstlich eins ist und zusammen hockt in der Geschwisterschaft des All, voll drolliger Anmut, träumerisch traut.

Nichts taten sie lieber, die beiden, als nach Beendigung ihres Tagewerks, ihrer erst so gelassen und eifrig geformten Staubauten, die vollendet dem Verfall überlassen wurden, nichts taten sie lieber, als sich an den Brunnen zu setzen. Dann legten sie wie ein paar zufriedene Götzenbilder die molligen Hände auf die Knie und führten mit ihren schwimmenden Ebenbildern da in der Tiefe feierlich stumme Mienengespräche.

Ließ Paul mit seinem großen, ernstausgewölbten Priesterkopf einmal auf sich warten, dann ward das Mädchen unruhig und sogar eigensinnig und vergaß in der Ungebärdigkeit der ihr sonst eigenen Niedlichkeit.

Der Priesterkopf seinerseits aber blieb zuerst ganz ruhig bei einem Wegbleiben der Gespielin, nur seine Augen nahmen etwas Leeres und Fragendes an.

Nach und nach aber wurde sein Gesicht geradezu verzweifelt. Endlich fiel er auf die Erde und dick stürzten die Tränen.

Erst wußte man gar nicht, was ihm fehlte, bis er auszurufen begann: »Mariechen! Wo ist Mariechen? Ich will zu Mariechen!«

Damit hörte er dann gar nicht mehr auf.

Jeden Abend aber betete er:

»Ich bin noch klein,
Mein Herz ist rein,
Soll niemand drin wohnen
Als Jesus allein –
Und Mariechen«

setzte er so recht innerlich seufzend hinzu.

Paul hatte Scharlach gehabt.

Seit einigen Tagen durfte er wieder aufsitzen, aber noch nicht heraus.

Nun war's schon so lange her, seit er Mariechen nicht mehr gesehen, und immer mehr wuchs diese Sehnsucht und jeden Tag diese stundenlange hingeworfene Trauer, und jeden Tag trostloser, länger und verzweifelter.

Man hätte ja nun gern seine Leidenschaft erfüllt, nun, da die Gefahr der Ansteckung für die Kleine vorüber – wäre diese nur nicht schon fortgewesen!

»Aber Paul, Mariechen ist gar nicht da, sie ist ganz weit weg von hier, ihr Papa und ihre Mama sind gestern weggegangen.«

» Mariechen, ich will Mariechen!«

Ja, so war es: dem Arzt hatte sich plötzlich Gelegenheit geboten zum Erwerb einer Heilanstalt. Man packte schleunig ein, und Mariechen hatte mit ihrer kleinweiblichen Lebhaftigkeit vor dieser Veränderung ganz des Abschiedes vergessen und an den eben erst vom Scharlach genesenen Spielgenossen nicht mehr viel gedacht, da ihr ein paarmal gesagt war, sie dürfe jetzt nicht hin.

Allmählich ward Paul stiller, aber dafür auch noch stummer und brütender als zuvor.

Er mußte ja mit seinem Schmerz allein fertig werden, dem unfaßbaren, für den keine Linderung wuchs.

Für solchen Schmerz hat der Erwachsene ja gar kein Verständnis. »Albernheit, Faxen!« Und dabei hat man gar keine Ahnung, wie tief, märchenhaft und alles ergreifend so ein Kindergefühl geht.

Rachel weint und will sich nicht trösten lassen, denn ihre Kinder sind nicht mehr.

So bohrt auch der Kinderschmerz weiter und weiter, wenn in so einem Herzchen schon die Leidenschaft zuckt, wenn so ein unselig-unverstandenes kleines Wesen in sich einen Roman lebt zu einer Zeit, wo noch niemand das vermutet.

Und nun saß der Knabe allein am Brunnen.

Neue Gespielen wollte er nicht, er schüttelte mit dem Kopfe, und brachte man sie, verhielt er sich ablehnend, so daß die Verschmähten, Gelangweilten aus seiner Gesellschaft weinend fortbekehrten.

So einen stillen Verzicht, so einen selbstverständlichen Entsagungswillen äußerte Paul, daß man nichts mehr mit ihm anzufangen wußte und ihn gewähren lassen mußte. Man sprach ihm von der Schule und versprach sich davon Wandel, sein Gleichmut blieb, der Verzweiflung brütender Gleichmut.

Da, wie er wieder einmal trauervoll Fratzen schnitt in dem nun vereinsamten Spiegel des Trauerteiches, kam seiner regellosen verschlossenen Sehnsucht ein Gedanke, den ihm der bereits aufblitzende Schulgeist eingab, der erwägsam prüfende. Nämlich: da war doch früher noch ein anderes Mariechen?!

Und da will ich hin!

Seine Sehnsucht wallt auf, sein Herzchen pocht so freudig, so schnell wie ein Weihnachtsherzchen unter kinderduftigem Christbaum, sein Seelchen steigt und steigt – und er lehnt – die Tante Schutzengel war ja auch fort! – sich über den niederen Holzrand des Brunnens.

Erschrocken fuhr das Bild darin auseinander. Erst langsam beruhigten sich die Züge des Wassers.

Einige Berge weiter aber guckte gerade jetzt Mariechen in den Spiegel und lachte sich an: sie hat einen neuen Hut bekommen, und das Band darauf war so wunderschön blau...

Im Dorfe aber hieß es: »Winkelhagen Paul ist ins Wasser gefallen.«

Knabe

Hält die Augen in die Welt
Wie zwei schwarze Renner.
Zügelt sie kaum,
Aller Helden Held:
Weit dein Traum,
Reich ohne Raum.

Schulschlange

Im Pausengange
Paar auf Paar,
Die Mädchenschar,
Die umschlingen
Mit bunten Ringen,
Die zerdrücken
Die starken Rücken
Der Männer wird.

Das Mädchen

Gestern noch ein dürftig Ding,
Das so grau und albern ging,
Nichts an ihm zu sehen –
Und muß heut behutsam sein,
Wie wenn im Mai die Blüten schnei'n,
Daß nicht all verwehen.

Wie wenn ich Blüten an mir habe,
Als sei ich eine Gottesgabe –
Ein reines Wunder bin ich ja,
Wie nie ich eins mit Augen sah.
Und muß mich sehr zusammennehmen
Und schämen.

Warum? Weil ich so blühend bin
Und weil der Wind treibt Blüten hin,
Die nicht am Baum erröten
Und voller Vorsicht sind
Und Unschuld und Erblöden –
Der dumme Wind!

Abbild

Seele meines Weibes wie zartes Silber bist du.
Zwei flinke Fittiche weißer Möwen
Deine beiden Füße.
Und dir im lieben Blute auf
Steigt ein blauer Hauch
Und sind die Dinge darin
Alle ein Wunder.

Brautseele

Das Gewand meiner Seele zittert im Sturm deiner Liebe,
Wie tief im Hain
Das Herz des Frühlings zittert.
Ja du mein heftiges Herz: wir haben Frühling.
Auf einmal ist nun alles Blühen da.
Meine freudigen Wangen

Sind aufgegangen
Fromm nach deinen Küssen.
Gefährlich bist du, o Frühling,
Und verwirrt
Wie von heftiger Süße
Prangenden Weines
Pocht meine Seele.
Wie er so sonnend mich streichelt
Mit seinen Strahlen allen,
Und schlafen möchte ich
Immerzu.
So träume ich vom eigenen Blute
Und bin so wach
Von mir.
So erschrocken,
Wie man wohl aufhorcht
Im flüsternden Herzen der Nacht.

Wie Sterne, die nicht schlafen können,
So stehen meine Augen,
Und bin doch so müde, müde, so sonderbar müde.
Um diese Zeit?
Das macht, du bist um uns,
Du bist ein Zauberer:
Ja, ja das bist du,
Ein echter, rechter Zauberer.
In Bäume und Menschen zauberst du ein Sehnen
und Dehnen,
Ein müdes verlangendes Gähnen.

Ja, ja, ihr Mädchenherzen,
Der kennt euch,
Vor ihm kann kein Geheimnis bestehen.
Er ist ja Weib,
Weib wie wir
Und eine heimliche, schelmische Stärke.
Frühling sag, was machst du mit uns,

Daß wir alle so sprossend müde sind.
Wir fühlen dich ganz in uns,
Du durchtönst uns,
Tust mit uns ganz das Leben.
Ja wir beben, Leben:
Fromm atmet in uns eine Andacht,
Und wohlig will es werden
Nun überall in der sprossenden Erden.
Wie wir uns regen,
Das ist immer ein leises, süßes Bewegen,
Da ist die Quelle ein rieselnder Spiegel,
Der uns erquickt und uns darreicht,
Da ist der Spiegel eine bleibende Quelle,
Und immer wird uns leise
Süß von uns,
So sind wir wartend,
So zeigt es und
Verrät es uns,
Wie süß wir sind
Für den einen, anderen.

O komm,
Komm zu mir,
Ich bin ja so süß nach dir.
O komm,
Ich bin ja so schön nach dir.
Ich deine Lebendige,
Deine wehende Zier
Vergehe nach dir.
Jeden Tag kommt Alter, kommt Welken:
O komm,
Komm du dem Alter, dem Welken zuvor.

Ein Sehnen geht in allen Blumen
Und will dich holen mit Farben und Duft,
Und alles, was schön ist auf dieser Weltwiese,
Ist aus Sehnen und Liebe schön.

Lieblich schlau
Üben wir Schönheit
So lange vor euch,
Bis daß ihr kommt;
Schüchtern schelmisch
Spielt sich unsere arme, lodernde Seele
Hin vor euch.

Dann! Dann!
Dann kommen zwei lodernde
Sonnen in meinen Tag,
Du mein doppelter Tag!
Mit deinen beiden Sonnen.
Du! Du!

Und deine Hand!
Meines Mundes duftende Blüte
Vergeht vor deiner Güte,
Und meine Wangen
Sind aufgegangen
Wie meine Flechten
Vor deiner Rechten.
Ja, du hast recht,
Glätte sie nur,
Du meine wirreglühende Sonne.

Rufe, locke alles heraus
Aus deiner Erde,
Du mein Lenz,
Du hast ja gleich zwei Sonnen,
Und eine braucht man nur
Im Himmel,
Und diese beiden Sonnen
Erzählen sich mir,
Wie du aufgewachsen und wo
Gewachsen für mich,
Wie der heilige Wein Palästinas

In seinem heißen schmelzenden Purpur
Den Heiland mir ansagt,
Sein Seelenfrühlicht,
Sein wärmendes Wandeln.
O wie da alles aufsteht,
Feierlich, rauschend, vorbereitend!

O komm,
Ich bin ja so schön nach dir!
O laß mich weinen,
Tränen der Braut.
Tränen du Böser,
Daß ich so lange warten mußte auf dich.
Das tut so wohl:
Meine Seele badet,
Dann kommt sie zu dir!
Ja?

Brautmorgen

Des Erwachens Knospe schwillt,
Hochrosig tönt sich der regere Schlummer.
Zögernd, selig bang,
Lange, lange.
Weit offen die lauschende Seele.
War es, war es nicht?
Das schreckende Märchen,
So hold und so wild!
Ein leiser Blick stiehlt sich um,
Ja, es ist da
Und sieht doch gar nicht gefährlich aus –
Und wie ruhig es atmen kann!
Als sei nichts,
Aber auch gar nichts passiert.

War das da denn so furchtbar,
So unverschämt – und scheußlich,
So zu sich zwingend –
Und kehrte sich an nichts.
Möglich, daß nur 's Dunkel so drauf wirkt.
Dieses gute schlummernde Kind,
Dieser schlummernde Friede

Und wieder sieht sie starr und steif nach oben
Wie die Toten ihre Heimat sehen.

Nun wird es sich regen das Kind,
Das Kind mit dem seidenen Schnurrbart.
Etwas müde, selige Sterne
Sind still noch im verwunderten Glück.
Ja, das, das ist die Liebe,
Die lebenssinnige, seelenvolle Liebe,
So still, so traulich still,
So mit der vollen Seele angestrengt
Ja, das andere – früher –
Wie für die Knaben –
Wie mochte man nur?
Nun kann man haben
Die liebe lange Nacht
In inniger Macht
Bezaubernde Gaben,

Die sich nur bieten dem Mann,

Und nach des Dunkels
Stürmender Wildheit –
Leisheit scheu und zart,
Unter der ein Schelm liegt verwahrt.
Ein bedeutsam lautlos sich Stehlen von dannen,
Daß man getrennt
Tummeln sich kann,

Und auf das Reich
Der nächtlichen Wildheit
Gebender Friede sich senke.

Getränkt das erste gierige Dürsten,
Der zueinander Gedrängten
Lebensbeherrschenden Kräfte.
Zerrissen
Der alles gewährenden Nacht
Magnetisches Netz.
Der zweiten Keuschheit
Köstliche Müdigkeit ruht
In dem wieder
Niedergeschwiegenen Blut,
Bis des Lebens innige Anmut
Wieder heiter steigende Kräfte gewinnt.
Und weiter sich spielt
Nach des Lebens lieblicher Weise.

Nun ruhig etwas Stille,
Etwas wie eine leise Feindschaft,
Bis freundlich suchend sich neigt
Liebender Überfluß hin,
Wie sich des Auges labendes Rund
Wendet zu frommem, dürstendem Mund.

So schwellt geruhig hinan
Ihr lange anwogenden
Wellen des Lebens,
Fremden schon anheimgegeben
Treiben wieder die Säfte gemeinsamer Kraft
Innig verbunden
Einem neuen Menschen zu,
Dem Kinde gemeinsamer Liebe.
Jauchzt mit den jungen,
Den seelelebendigen,

Liebenden Leibern,
Jauchzet euch Kinder,
Gespielen zu haben,
Gespielen zu sein
Fröhlich übertollenden Lebens,
Ehe die rottende Horde der Übel
Drückend sich sammelt in alten Körpern.

So nun sammelt euch wieder
An des blumenblau gemusterten Gartentisches
Morgenartem Imbißbehagen.
Knusprige Brötchen
Sind gar leicht zu mahlen.
Der braune starke Seim der Schokolade
Gibt wieder steigend heißen Mut
Nicht mehr weichenden Augen,
Ruhende Röte erwärmt euer Leben
Schon wieder an,
Das zärtlich dankende Leben,
Das in der Vergangenheit Liebreiz
Wonnen der Zukunft erschaut.
So köstlich erneuert sich Jugend.
Herrscht gewichtig
In wiederverschwiegener Güte,
Kredenzende Hausfrau,
Mit des silberklirrenden Löffels
Blinkendem Zepter!

Kind

Süßer Schwindel schlägt hinüber,
Heiße Blicke gehen über,
Und ein neues Leben rinnt.
Unserer Liebe starke Wonnen
Sammelt ein als starke Sonnen
In die Himmel seiner Augen
Unser Kind.

Schönheit

Sappho an Chloe.

Freundin!
Arme, törichte Blume!
Wie du leuchtest für ihn.
Der dich zerwühlt, dich welkt.

Sieh, so einen Mann.
Den Knecht da!
Sein lautes rennendes Treiben.
Könnten wir so sein?
Nur sein Weib wandelt.
Es ist, und Schönheit weilt von dannen.
Rote Lockenährchen machen sich auf.

Duftet mein Blut dir auch wie mir deines?
Nein, Chloe.
Das tut es nicht
Du kennst nicht die Schönheit und ihre Sehnsucht,
Der Blumen suchenden Maienwind,
Du kennst ihn nicht.

Du durchstreifst mich ohne Seele.
Du glühst wo anders hin.
Pfu! schäme dich!
Du meine Entartete!
Wie anders könnte ich dich fühlen, du meine
Verlaufene!

Hör: glücklich gleich den Göttern erscheint der
Mann mir
Der darf gegenüber dir sitzen ganz nahe
Dein lippenzwitscherndes Plaudern dir ablauschen,
Seelenanglühendes.

Gestaltungen

Gretchen:

Du, du?
O diese Hand mit süßem Höllenfeuer!
Sieh mal, meine Seele,
Du hast sie geraubt,
Geraubt mein Beben deinem verlangenden Leibe
Mit mörderischem Kuß,
Du trauerndes Raubtier!

Hans,
Der Gürtler,
Mein Gespiele,
Wir Mädchen sind so streng,
Wenn wir umgangen werden
Von sehnend verehrender Scheu,
Betrachtend und treu
Und prüfen und prüfen.
Und wir warten kühl und kalt,
Als würden wir niemals welk und alt

Und warten, ob nicht einer kommt uns verführen.
Dann jubelt die Selige mit Zinken und Pauken
Und wirft sich stürmisch vergebend
An seine schwüle satanische Brust.

Herzhafte Buben, still emsige Mädchen,
Wie ein Ährenfeld blau mit Kornblumen-Augen,
So wär' es emporgewachsen um mich,
Hätte Mutter zu mir genommen
Und müder Arbeit
Erleichtert die Heimkehr.
Du hast mich aufgerissen,
Unerhört mich aufgerissen,
Offen stand ich im Staunen und Wunder,
Da du gekommen,
Da klopftest du an,
O dein verruchter, dein lieber Mund!
Da blutet mein Bruder,
Da schläft meine Mutter,
Da wimmert mein Kind.

Wer sogar die Leiber offen macht
Und guckt hinein,
Die Gott gerufen zu sich,
Was soll da heilig sein?

Was hast du nicht auch hineingeguckt
In meinen Bruder Valentin,
Wie dein Degen guckte hinein.
Da konntest du gleich auch noch sehen,
Was gegen dich er hatte und mich?
Was nicht in meine Mutter,
Die ich getötet durch dich
Und in dein Kind,
Dem du gestohlen den Vater?

Geh, der Rausch ist vorüber,
Die Tür ist zu,

Geh, laß mich, ich bete für dich.
Da ist nicht das stille, blöde,
Du hast mich zerstört,
So hast du kein Recht auf mein Leben.
Und doch hast du mir die große Liebe gegeben.
In Elend und Untat bin ich geworden.

Faust:

Teufel, du kannst mich nicht brauchen:
Zu hell stehen Sterne
Drohend und blutig
Nieder auf mich.
Ich muß sie waschen die Sterne
In meiner Seele
Jahrtausende lang.
Rein wollen sie werden,
Und ich habe besudelt empört
Ihr zürnendes Leuchten.
Ich gehe sie waschen.

Kommt zu mir, ihr,
Henker der Himmel,
Tut mir die Liebe,
Bleibet bei mir,
Tötet mich nicht:
Zu kurz ist das Schwert, zu schnell ist das Rad.

Nein, bleibet bei mir,
Ob Völker greifen
Und Reiche lallen
Die letzten Seufzer.

Serpentinreiterin
Fräulein *Schumann* gewidmet

Ein sehniger Adel die junge Gestalt,
Den wippenden Zelter in leiser Gewalt,

Nun reitet sie rund in wendendem Kreis
Wie der steinerne Gast unirdisch weiß.

Männerseelen gerannen zu Eis,
Ein Don Juanblut treibt kühner und heiß.

Nun das da? Was für ein sonderes Ding?
Ein berittener Schmetterling!
Nun kommt von Farren ein Flöten und Flirren

Auftrachtendes Schlagen, farbiges Girren,
Ergießen und Flattern, ein brünstiges Blühen
Breithinschmausende Töne erglühn.
Grünleuchtendes Winden, purpurnes Schweifen
Kelche, die nach Blumen greifen.
Alle Leidenschaft angefacht.

Großgestirnte tiefblaue Nacht.
Der Pegasus, das Musenroß,
Wie's aufrecht in den Himmel schoß!

In tauschendem Rausch das mutige Leben,
Das Starke allein sich wissen zu geben.
Ein sehniger Adel die junge Gestalt,
Den wippenden Zelter in leiser Gewalt.

Seegesicht

Die Küste ruht.
Hohles Tritonengetut,
Silberne Wunden der Flut.
Tobende Augen der Wut.

Krähende Pausbacks auf prustenden Rossen,
Plätschern leuchtend purpurnen Flossen,
Kräftig erfassendes Leibesumschließen,
Neckisch Bedräuen mit Zacken und Speßen.

Sieh, eine Muschel, fleischgelb und zart,
Von Amorinen flüsternd bewahrt.
Hingegossen ruhende Linien
Grüßen rauschende Palmen und Pinien.
Angeblühete rosige Brüste,
Lächelnde sonnengestreifte Küste.

Fürder kein Dräuen mit Zacken und Speßen,
Lallend einnickendes Leiberumschließen,
Schlummernde Pausbacks auf schlürfenden Rossen. –
Grünhinflüsternde finstere Flossen.

Erloschene Wunden der Flut,
Fernes Tritonengetut,
Stierende Augen der Wut.
Die Küste ruht.

Schaumgeboren

Flocken
Und Locken
Korallen
Und Lallen,
Spritzendes Tuscheln
In errötende Muscheln,
Rosenschein
Tief in die wogende Wiege hinein.
Und das Meer ganz von Sinnen
Weiß nicht, was vor lauter Jauchzen beginnen.
»Ich bin da, ich bin da!«
Bittende wellen
Langen und schwellen:
»Ich bin da, ich bin da!«

Wellenspiel

Heiteres Leuchten im braunen Gesicht,
Wählig der Himmel hinrollendes Licht,
Prächtige Bläue so unten, so oben,
Singende Jubel, freudiges Toben.

Greifende Arme ins tolle Gemisch,
Kinder mit Flossen, zappelnder Fisch,
Fassen und Fliehen, krähen und haschen,
Taumeln und tauchen, spritzen und waschen.

Siehe der Väter verwunderlich Treiben,
Wissen vor Freuden auch nirgends zu bleiben.
Greifende Arme ins tolle Gemisch,
Fassen die Kinder, fassen den Fisch.

Wie üppige Wünsche, ungeheuer und lüstern wölbt sich das blaue Gewölk zu wilden Hallen dröhnend zuckender Leidenschaften. Bleiches Grauen in dünnen Streifen zieht darüber, ein ohnmächtiges Gewissen, das Furcht hat.

Nordost

Die Zeit ist vorüber. Die Wandervögel ziehen in hohen, lang hingewellten, schwarzen Geschwadern durch die grauen Lüfte. Und bisweilen tönt aus unsichtbaren Höhen die Stimme des Herbstes, des Bußpredigers da oben, des ernsten Himmels, wie ein Anruf von dannen, ein Sammeln und ein Ziehen, herb und verhallend.

Auch die Fremden zogen von dannen. Nur die Sinnigen blieben, die es gerne haben, wenn es ernster und versunkener wird in ihrer Seele wie in der großen Natur.

Aber auch die Natur will allein gelassen sein, wie laut Detlev von Liliencron der Adel von Holstein. Und da ihr das zu lange dauert, eh alles geräumt ist, so greift sie selbst zu und bricht das Gerümpel ab, damit man es den Fremden in seiner unmittelbaren Nähe gemacht hat. Da schwimmt hier eine Treppe, da ein Pfahl, nun bohrt sich eine Laufplanke, mit Leinwand bezogen zum Schutz der zarten Damenfüße, mit Stürmerwucht in den tannenglatten Strand.

Der rostentblätterte Anker ist fast ganz eingeschwemmt, an seinen noch freien herzförmigen Zacken hängen wie wilde, welke, vom Leben losgerissene Kränze gelber Verzweiflung, Büschel lohenden Tanges und bläulich angelaufene Stranddisteln. Das Wrack aber, das seit den Frühlingsstürmen hier festliegt, ist wieder lebendig geworden und führt den Vorgang seines Untergangs noch einmal auf: es schluckt eine Sturzsee nach der anderen

und gibt sie durch die lecken Planken seines Rumpfes dem bis auf etwa zehn Minuten hinein sandgelben Strandmeer wieder. Sprühgebüsche stieben über Deck. Ganz in der Weite düstergrüne Schollen, wie aufgeworfener Kirchhofsrasen, tobende Höhen, rasender Schaum, stürmende Berge, stürzender Jubel, durcheinanderschüttelte Winde, ein wild durchäddelter Grabstein von gelbem schluchzendem Marmor.

Wassermann

Ich mag schon an tausend Jahre hier unten sein, nach Menschenkinder Maß seit jenem glücklichen Sturme damals. Das nenne ich noch Leben? Luft und Schönheit ist so kühl und frisch. Wie eigen scheint das Korallenzweigegäder der gleitenden Leiber, flutet das bunte Haar, wie Orangeneis munden die duftenden Küsse. Sterben? altern? Hat jemand schon greise Welle gesehen? Geist, Unterhaltung?

Hört euch nur mal den Schwertfisch an! Wenn euch da nicht das Herz im Leibe lacht vor seiner göttlichen Bosheit, doch ich vergaß: Das Echte erschreckt euch, ihr künftigen Söhne der Natur! Eure Entwicklung ist Verwicklung.

Und der Haifisch?

Seegeruch sucht ihr? Da bedient euch der Hering, daß euch die Augen übergehen und ihr niesen müßt trotz Björnson und Cie.

Der neue Faun

Lau leuchtet die Größe des Himmels hernieder,
In weichem Lichte glänzen die Glieder.
Nur ist es verboten sie anzuschauen:
Mit männlichem Auge die badenden Frauen.

Kein knisterndes Schiff, kein kicherndes Lachen,
Die Augen der Badewächter wachen.
Da hab' ich nun mein Fernglas genommen
Und habe von ferne die Dünen erklommen.

Wie Kandidaten der Venus mit wallenden
Mänteln kommen an sie gegangen:
Ein Musenchor mit glatten abfallenden
Weißscheinenden Mänteln kommt es gegangen.
Ein Musenchor: wie große Vögel flatternd fallenden.

Wintermeer

Meer, du rasender Greis,
Heldenlied, das über stürmender Harfe zieht
Von Bardenbärten wild und weiß.

Vorfrühling

Weltanfassende, fröhliche Dummheit,
Sprießendes Singen seimigen Grases,
Wohlischelmisch Gewölk.
Weicher Schalmeientöne,
Sinniges Grübchen,

Am markig umwundenen Knie,
Ziehet's spielend hin:
Fromm in Sonne,
Atmende Auen.

Reime und Maße
Tabulatur der Stände
Gezählt am peinlich
Gekrümmten Finger –
Das ist vorüber.
Blöde zwinkernd
Putzt die stechenden Brillengläser
Heitere Gescheitheit.

Melodische Seele der Welt,
Frühling, Schalmei,
Spiele, spiele und alle hin
In alles Schönheit tanzendes Leben.
In das muntere Gesetz
Alle Sterne strahlenden
Liebenden Reigens.

Warum kommen nur die Menschen nicht,
Wollen sie nicht?
Und *zwingen* zum Tanz...
Nun –
Und die spatzschreienden Hecken
Und die paarenden Tiere sagen:
Die Welt geht weiter.
Auf vermoderter Triebe Rost
Immer wieder nachquillend
Tausender Teufel bereuender Frost.

Auf der grünen weiteblauen
Himmelswiese
Dauern hin, spielend versonnen,
Weltverlorne Lichtungen,
Locken rötlich träumende Kindesköpfe.

Gelbes rotes strotzendes Feuer
Roter Blumen.
Blitzelt auf bräunlichen Ständern
Suchend wach...

Entgiltender Himmel –
Ist es nicht wärmer schon oben?
Da Gott Vater erst
Und erste Welt;
War das nicht so wie himmlische
Weltanfassende Dummheit.

Tastende Tage

Die Äste in Flammen, die Wipfel entlaubt
Am Kreuze das friedenumsprühete Haupt.

Ein Sehnen und Dehnen, wie Mädchen es haben,
Renettenrot in die Lüfte gegraben.

Ein streckendes Zittern, ein schwellendes Glühen,
Des scheinenden Baumes Adern erblühen.

In gereiztem Scheine Feier-Weh,
Flammt Ziegelglut auf Erdenschnee.

Die versteinerte Glut, ein Liebesgedicht,
Fällt rosig warm auf der Kälte Gesicht.

Einsamkeit der Einsamkeiten,
Welt und ich: wir beide schreiten.

Haltende Hände leise schweben
Zu der Sonne goldenem Geben.

Im schmelzenden Schnee was heimlich geht,
Ob schon der Frühling im Felde steht?

Apostelhäupter im Abendscheine:
Der Kartenspieler trübe Gemeinde.
Die Äste entflammen, die Wipfel entlaubt
Am Kreuze das friedenumsprühete Haupt.

Mailieder

1.

Maienwind

Mutwillige Mädchenwünsche
Haben Flieder
Niedergebogen,
Blauen und weißen.
Wie Tauben sind sie weitergeflogen,
Mit Wangen, wilden und heißen.
Hoch in warmen, schelmischen Händen
Haschender Sonne
Geschwungene Strahlen.
Hellbehende Wonne
Weißer Kleider
Weht.

Mutwillige Mädchenwünsche
Haben sich Flieder
Niedergebogen,
Blauen und weißen, –
Sind weitergezogen...

2.

Garten

Sieh mal, Hold, da unser Garten
Kann Liebseelchen nicht erwarten.
Kuck', die wilden Blüten fliegen
Dir ans Knie,
Ans fein behende,
Nehmen lächelnd,
Leuchtend wie die Wolke oben,
Dich bei Händen.
Wollen dir im Haare liegen,
Tief ins gold'ne Nest.
Hasche sie!
Halt' sie fest!

3.

Seelige Grüße

Bläulicher Flieder,
Ist das dein Grüßen!
Wirbelnde Lieder
Wehen herüber, –
Stürben lieber.
Seligsein – und das heißt büßen.

4.

Glück

Das ist dir gar ein glücklicher Mann,
Der nicht mal mehr sich freuen kann,
So glücklich ist er.
So kommen jeden Morgen wir her,
So kommen uns alle Tage daher.

Lichtregen

Leuchtende Tropfen:
Leid,
In das Lied
Verklärend sieht.

Samen warm in tiefer Luft
Zweier Odem durchschauender Duft.

Schweigendes Sagen,
Seligschein,
Feuchtleuchtende Sterne
Schauen drein.

Glückes Röte auf träumenden Wangen
Über Nacht aufgegangen.

Schlummernde Seelen die Traum führen,
Tauige Welten in sich spüren
Betaute...

Der Tag und die Sonne

Die Sonne

Bin von Seimen überfließend!
Tag rings in Runde gießend,
Wohin meine Blicke schenkten.
Alles sprießen!

Der Tag

Tagvergießerin,
Blumensprießerin,
Taubenfüßerin,
Erdengrüßerin,
Glutsauserin,
Licht=Erbrauserin,
Raumaufspalterin,
Kraftzaumhalterin,
Siehe dein Sohn!

Nachtigall

Graue Melodie

In dir singen Erde und Himmel
Und sind Frühling.

Waldesruh

Siehe, da ruhet Das
Und ist alles.
Saft träumt.
Prinzeßlein spielt
Und weiß von keinem Schloß,
Von Morgen nicht und Abend.
Männlein schlagen Purzelbaum,
Drollig vergräme
Purzelbäume schlagen sie
über braunweitgreifende Wurzeln.
Und essen Wurzeln,

Trinken Quell,
Und schlafen zwischen Wurzeln in Nischen.
Listig behutsam, tappend beschleichende Finger
Lichtlang die schlanken grauen Stämme,
Die Zweige spannen.

Was war das?
Ein Dunkles?
Nur ein Gedanke.
Wie gar heiter ruht das Blau
Wie das was ist.

Verwunderte Gegend lieblicher Öde,
Bangen,
Wohligen Drängen,
Frühes Fleisch
Duftiges Erliegen.
Graue zottige Bärte fahren
Über zerrieseltes Leuchten,
Stöhnende Wonne des Wachseins
Ein rauschendes Duften:
All das perlende Moos.

Vier Schwingen tauschen
In blauen Bahnen
Ein rüstiger Anruf
Beieinander,
Fort sind beide –
Da –
Dort!

Pfade spielen,
Warnender Pfiff.
Springende Bogen.
Ein Strom von Hirschen
Raschelt tiefer hinab.
Ein späher Pfeil.

Trifft sie das schauende Licht
Meines heiligen Auges.

Herbsthoher Dom
Hohe Weihrauchscheine,
Leuchtende Geister
Schwingen leicht
Hin die prallen, blauen Strahlen.
Eine graue Leiche
Halten sie hochgebahrt
Und singen Requiem...

Heiter ruhet,
Heiter ruhet das Blau,
Wie was ist.
Taten schlummern
Immer

Hagel

Schwer Verheeren
Wirft der Himmel,
Eingefrorener Zähren
Eisiges Gewimmel.

Der schlafende Blitz

Ganz durchzottet
Die heiße hungernde Luft:
Brünstiges Moos.
Und in ihrem Schoß
Da schläft ein bleicher Blitz:

Das kühlende Schwert
In der Scheide des Rächers
O wärest du nieder,
Du bleicher rächender Blitz –
Dann wär's vorbei!
Der Odem der Natur
Singe wieder frei!

Abendrot

Wie resch ist es, so raschelnd durch die seidene
Brandung domschlanker Buchenwaldung zu schreiten!
Jungen Burschen gleich, ihre Hüte schwingend, steigen
die jungen Buchen mit hinan. Zart und voll, wölbt der
rötlichbraune Hang sich hin.

Wie sich die Lunge in vollen Zügen erquickt an der
köstlichen Luft! So, nun wie ein Fuß des Eroberers auf
Feindesnacken, zieht mein rechtes Knie den letzten
Schritt hinauf.

Da liegt vor mir Pyrmont, der freundlichzierlich Bade-
ort. Links das lange, einer kahlen Höhe zustrebende
Holzhausen. Rechts Desdorf mit seiner fast tausendjähri-
gen, schwerverwitterten Kirche, das wie ein spielender
Knabe den vorzüglich gewachsenen, an den angelegten
Nacken einer Römerin erinnernden, krausgrünen Wald-
kegeln zuläuft, die hier wie gewandte Gesellschaftsroben
gruppenschön zusammenstehn.

Im Hintergrunde lippisch-hannöversche Waldnacken.
Die Kuppeln einzeln, bedeutsam selbstruhig. Die hanno-
verschen flutend, vielverschlungen: Waldmeervorläufer.
Die Sonne sank... Im Himmel lodert düstere Andacht.
Immer heftiger, ungestümer blutet die Glut.

Feindselig drohen befehlende Röte, leidenschaftliche
Verklärung, Fleischeslust der Himmel. Hingeträumte

Göttergestalten liegen die Berge da. Die nächste aber hat
vor sich in der Tiefe einen kleinen Spiegel: der ist rot von
der Freude an all der himmlischen Schönheit.

Abendröte

Sieh da droben die Rosen! Ein glühender Jubel
Die Wangen der Nacht
In Scharlach und Purpurpracht.

Nun ist da droben Hochzeit:
Die Königskinder des Himmelreiches.

Strenge Augen erster Schönheit,
Frieden frierend,
Wie vor kämpfend heißen Rosen
Wunden an den schweren Schmuck goldspielen-
der Brokate

Des Samtes tiefenweiches Blut,
Gebettet in des Schnees nachtgeflammte,

Flockenzarte Wärme: den hehren Hermelin.

Die Kränze nehmen sie von herben Scheiteln ab
Und heben Bechertau an ihres Lebens
Rötlich reine Kelche,

Und verwunden
Die Verklärung
Saftigherber Früchte.

Des strengen Lagers scheue Falten warten...

Wie entsetzlich ist Schönheit!...

Wie eine Siegesfahne hält

Der Himmel
Des Lebens leuchtendrote Brunst mit aller seiner
Adlermacht.
Der Sieger sinkt.
Die Nacht fällt in den Wein.

Nacht

Dunkel
Vor Gefunkel.
Ihr loses Haar.
So müde
So Friede
Und wunder= wunderbar.

Herbstmorgen

Vater, herrlicher Vater,
Soll ich meine Seele dir senden,
Was soll ich mit ihr,
Ich verstehe sie ja nicht mal zu halten,
Nicht zu gestalten?
Und sie liebt dich so,
Und ich treibe sie weit,
Weit ab von dir,
In Nessel und in Sumpf,
Und ihre scharfen Sinne
Wurden dumpf.
Wie dieser blaue,
Rüstige Morgen,
Wie er sich öffnet

Deiner starken Sonne
Freundlichem Gold,
So auf zu dir.
Und wie jung und weiß umflimmert
Die Herbstblumen bunte
Kinderwelt
Hier auf dem Schulhof,
So sollen munter
Meiner Seele
Ewige Jugendkräfte
Wandeln vor dir.

Regentropfen

Regentropfen warm und groß
Machen aus der Nacht sich los,
Regentropfen warm und groß.
Da die Nacht steht ganz in Glanz,
Einen Augenblick da stand's,
Ein Geisterantlitz, da entschwand's.
Da, ein Blitz hat Licht gemacht,
Ganz in Glanz da stand die Nacht,
Da, ein Blitz hat Licht gemacht.
Helle wird im Lied das Leid,
Leuchtet auf wie ein Geschmeid,
Leuchtend wird im Lied das Leid.
Und da steht es in der Nacht,
Still in seiner Geisterpracht
Steht sein Antlitz in der Nacht.
Liedertropfen warm und groß
Lösen aus dem Leid sich los,

Liedertropfen warm und groß.

Leidensantlitz

Ein bleiches Antlitz leidet hin
Im Lebensleide bebt sein Sinn,
Die Schmerzen aller im Gesicht,
Mag es das eign Dasein nicht.

Zu eigenem Weh die fremde Luft,
Wie schlägt sie herb dir auf die Brust:
Zu eigener Luft das fremde Leid,
Vergällt zerschreckt dir deine Freud'.

Deutsche Seele

Herbstseele

So eine herbstfrische Waldluft. Und so ein Mutwill stöbert unter dem bunten Laub wie Knabenstiefel sich freuen, die purpurne Brandung und heiter zu empören.
So ein jubelnder Mutwill unter all diesen fallenden Kronen, diesen wildwachsenden Blutstropfen sterbenden Jahres!

Und jeder Blutstropfen schön gestaltetes Schweben. Und so frank und frei, ein unbetrübtes, himmlisches Lachen so frank und frei in all den niedlich Wichtigen da. Was war und verging, ein goldener Schatz in wölbendem Blau und frank und frei und gütig nah ist es, freundlich und hat nicht teil, und himmelsstolz oder höheneigen schaut es weich hinaus und immer tiefer blau.

Der große Pan ist tot

Die Luft ist krank. In tödlich schwülem Frost fühlt sie das Leben im Entschwinden.

So bang und so nichts.

Die Wolken zersetzen sich. Das Licht steht, und unsere Nüstern stoßen die graue träge Verwesung zurück, die sich über uns ausbreitet. Eine furchtbar überall zugleich rollende uns durch und durch rollende Stimme, eine niedergeschmetterte Weltstimme.

Der große Pan ist tot.

Und wir leben noch, wagen es noch, nach ihm da zu sein? Wie verkehrt müssen wir sein, was muß uns noch aufbehalten sein.

Und wieder ertönt diese Stimme, eine tiefe klagende Menschenstimme, ins Ungeheure übertragen. Eine Stimme, an der alles mitspricht, zu der alles seine letzten Kräfte gibt: ein tönendes Sterben, eine Totenklage der Natur um ihrer selbst willen.

Eine lebende, eine sterbende Nanie ist nun die Welt. Das allernächste, unser Selbst und die ungeheuerste Ferne spricht zugleich.

Sie ist klagend, diese Stimme die Sphärenharmonie, wie der Einklang der planetarischen Natur zuletzt geworden war, klagend: ob sie nun an ihrer Langsamkeit dahinstirbt oder von dannen wirbelt und nun wieder kommt sie herangestürmt, ein hufklappernder Pferdetrupp – ein schmerzlicher Galopp.

Entsetzen und Furcht und seelenzerschneidendes Mitleid mit dieser Stimme, dieser ganzen unseligen nur in einem Lauf gehaltenen Welt – nur dieses hält uns am Leben wie der Laut des Jammers, die Weheklage der Welt.

Das Dasein stöhnt und muß leiden, was es nur zu ertragen vermag: denn Leiden allein ist der Dunstkreis,

der die Strahlen der unendlichen Kraft zu halten vermag
bei den Welten.
Läßt es das Leiden fallen, fällt sein Leben mit.

Aus »Seelentage«

Wie ein Testament das Laub: Gold und voll Liebe, Seele
im Vermächtnis. Und dieser klare Tag in seiner tiefen
Reinheit allsagendem Scheiden, grüßend ruht sein heiterer
Blick auf allem, allem.
Ein welker, wehmütiger Freier, wie er die Tragödie tief
macht und versöhnend, mit knorrig weitausgedehnten
Stammtrieben im Schloßgarten des Belvedere.
In müdem Rot wie Georginen stehen in den scheidend
leisen Vorgärten Kinder.
Ihr Haar eins mit welken Sonnenblumenblättern.
Auch die Spiele haben nun etwas Welkes, wie die
wehmütige Reise der Lese.

Krank

Leidendes Gewand,
Kränklich heiße Hand,
Weher Sterne Flirren.
Tiefversunkener Brand,
Bang verblichen Band,
Wie ein Rauch mag irren.

Wein

Du mein Wein, Adelsblut der Natur,
Nicht wahr, du lebst,
 Du fließendes Juwel?
Wenn du dich im Lenz erhebst
Und an die Fässer pochst,
Willst du hinaus,
 Unband du,
Hinaus zu den Deinen,
Die da blühen und innig duften
Auf sanfterlesenen Hängen um braunes Gemäuer.
Wie's da rüttelt, dein Feuer,
 Dein Leben!
Wieviel Geschlechter hast du schon selig gemacht:
Männer mit weinheit-starrenden Ehrenkrausen
Auf rankendem, schwarzdamastentem Taft.
Du glutest ihnen die kühnen, hellen Augen,
Die weit die Lande umfassen
Und folgen den palmenzuwinkenden Schiffen,
 Wagemutigen Meeresboten,
Die den gedankenglutenden Westen,
Den süß wohligenzündeten Westen,
 Mit stählernem Norden
 Tauschen wollen.
Du nährst die schimmernde Träne des Mannes,
Der allüberwindenden Stärke,
Die Träne, die nur Sieger fühlen...
Und an die klar gestaltete Glut
Deiner rebkrausen Ratskellerfenster,
 Die tief in die Seele
 Scheinen festliche Andacht,
Schlug das welterobernde Lachen
All dieser sieghaft heitern Geschlechter.
 Du aber throntest

Hoch auf mächtigem Rund
Deines flüssigen Reiches:
Eine bübisch lächelnde, schelmische Sonne.

Ein Stück Düsseldorf

Städtedichtung

Zu Düsseldorf am Rheine,
Jan Willem sitzt zu Pferd,
Wo bitterschön der Heine
Den Hippogryphen seine
Wildhufend graziosen
Gambaden meisternd lehrt.

Kein Denkmal

Henri der stechendweiche,
Den man so hoch verehrt,
Daß hin zu seinen Streichen
Nie mag ein Denkmal reichen,
Henri, der bitterhöhnend
Den frumden Rhein empört.

Der hat den Rhein besungen,
Wie niemals ist gehört,
Sein Lied ist hingedrungen,
Hat roh dich hoch gezwungen,
In deiner breiten Jacke,
Dich, Spießer, aufgestört.

Heines Geburtshaus

Ein leichtsinnkrankes Höfchen,
Ein Bäumlein und ein Hahn,
Das Häuslein da ein Zöfchen,
Hektisch Campagnerschäfchen –
Das Bäumlein will nicht wachsen,
Dir Hahn kein Morgen nahn.

Ein Denkmal

Jan Willem vorm alten Schlosse
Im Markte sonnig blank,
Auf Cinquecentorosse,
Ein Medicäergenosse,
Zu Füßen, Preis des Volkes,
Der Grünfrau Kranz als Dank.

Geranienrote Dächer

Vom nahen Holland fanden
Die Bürger froh sich ein,
Die Giebelquirlanden,
Die sich zum Willkomm wanden.
Nach 70 Prunkkasernen
Nun neuer Jugendschein.

Jesuitenkirche

Die blauen Wolken oben,
Die duften wundersam,
Und haben sich verschoben
Ganz hoch sich aufgehoben –
Bunt in die Bilderscheiben
Die klare Sonne kam.

Hoch der Altäre Prunken
Wölbt sich wie Wolken hin,
Im Dunkel goldene Funken.
Abseits Gebet, versunken,
Krauswilde Schmiederanken,
Ein Licht im Dämmern drin.

Ein Licht, wie droben knistert,
Wo strahlend steigt ein Schatz,
Ein Licht hienieden flüstert,
Wo mildiglich es düstert:
»Maria Schmerzensmutter,
Gib mir am Kreuze Platz!«

Kneipe

Zu Düsseldorf am Rheine,
Da musiziert ein Haus,
Wie wirft es seine Scheine
So spät und ganz alleine
Hin über weiche Fluten
Und in die Nacht hinaus.

Und in dem alten Hause
Ein Trio findest du,
Trepphoch die Bauernklausen:
Das Auge bohrt das grause –
Das ist allein das Eine –
Die Geig' geht immerzu.

Ein jammerstumm Gequäle,
Von allen Lastern krank
Hintastend Blickgeschwehle
Ein Ächzen in der Seele –
Gesund nur ist die Fiedel,
Und Hölle schlürft den Trank.

Ein Barde da der zweite,

Die Feder am Barett,
Tritt hin zu seiner Seite,
Sein Wams spannt in die Weite:
Ein deutscher Strom sein Singen,
Ein Strom nur etwas fett.

Sonst recht ein Minnesänger
Aus bunter Ritterzeit,
So recht ein Herzbedränger,
Ein Güldendankempfänger
In blauen Lockenprächten –
So frank, so frei, wo weit.

Des Sinnes frohe Freite
Das blaue Auge warm,
Und ist ein Hochgeschreite,
Viel kühne Nackenbreite,
Die Glieder Mannesblüte,
Leicht, gut und ohne Harm.

Und neben Mährens Sohne
Am kleinen Tisch zu dritt,
Der trägt die Bürgerkrone,
Von Leichtsinn keine Bohne,
Der pustet Klarinette,
Trinkt dann gemessen mit.

Schwarz Buckel mit Manschetten
Setzt zu den Gästen sich,
Goldköpfig hochadretten,
In Themis Wagenwetten,
Als Advokat verschlagen,
Hochausbesitzerlich.

Agrarierzähren flossen
Als wie ein goldner Bach,
Noch eilig hingegossen,
Um zweie wird geschlossen,

Zwei Weise

75

Komm!

II. Page und Prinzess

Page: O, Prinzessin,
Eine Flamme,
Eine bange Flamme,
Steigt mein Herz
Auf zu dir.
Sieh, ich weiß
Das wird nicht lange dauern,
Es muß ja sein,
Dann, dann – o ich sterbe gern für dich.
Sieh, dann betest du
Aus dem schönen, schönen Buche,
Das dir der Mönch gemalt hat –
Denn du kannst ja lesen
Und ich bin so glücklich,
Wenn ich das nur weiß.
Sieh mal, liebe Prinzessin
Wie du nun die Hand mir auf die Locken legst
Und macht mich – so stolz.
Denn wie du nun sanft mir tust,
Daß mich alles durchrieselt,
Ja da greift dann der Henker hinein,
Wenn er so weit ausholt
Und einen Streich zieht, der dann
Ganz von Blut wird.
Und nun liege ich da auf der Heide,
Wie lauter Blumen,
Die ich früher mal weggenommen habe.
Und du, du Prinzessin,
Mußt die Stelle gut merken,
Weißt du!
Die Blumen, die ich dir da brach,
Die mußt du dir dann selbst wohl brechen.
Nicht?
Das tust du doch.

Siehst du, ich habe sie ja alle
So recht von Herzen
Mit meinem Blut getränkt
Für dich.
Man erfüllt ja einen letzten Wunsch.
Nicht erst im Kerker,
In das dumpfe Grab meines jungen Lebens:
Ach nein, sogleich hinaus
In die eben erst erwachte Sonne,
Die golden lächelt,
Wie der Kornreif, der so fein dein Haupt umhegt,
Hin in den klaren Morgenwind
Unter die arglosen Lieder der Vögel,
Denen wir früher zusammen so gerne zugehört
Und dann für dich in den Tod.
Du brauchst mich nicht so traurig anzusehen,
Glaub' mir nur, ich sterbe gern.
Ich sehe ja in seinem Gesicht
Deine Augen.
Und so kann ich hinüber gehen.
Ist das nicht schön?
Prinzessin (weinend, küssend und immer wieder
streichelnd): Liebster

Tamerlan

Unwirtlich
Leben soll kommen.
Munter will ich es haben,
Munter von zuckenden Toden,
Denn das nur ist echt.
Reiche will ich zusammen mir reißen,
Wie einer, der friert,
Um sich versammelt die Decken.

Meinen kleinen häßlichen
Braunen Körper,
Den will ich verstecken
Unter tausend großblumigen Decken.
Die Blumen sind rot,
Die großen Blumen
Vom Blute der Männer.

Salome

Meines Blutes böser Reigen,
Mordend, flehend:
Sollst dich einem König zeigen –
Mordend, flehend.

Sollst umschlingen,
Und umzwingen
Dir ein Haupt,
Schwer von strengem Haar umlaubt.

Dieses Haupt hat sterben müssen,
Nun kann meine Inbrunst küssen
Hassend heute, morgen klagend,
Drohend es im Herzen tragend.

Meines Blutes böser Reigen,
Mordend, flehend...

Vagantenweihe

Zugvögel ziehn in grauem Ernst,
Da stehst du Walter nun und lernst,
O vanitatum vanitas.
Die Jahre welken 's greise Haupt.
Fast steht der Hain schon blattberaubt –
Wie kalt des Regens dünnes Naß!

Und doch Kopf oben! unverzagt,
Der Jugend Rosen unbenagt,
Trotz *vanitatum vanitas*,
Sie regen sich voll dunklem Duft
In ewig blauer Feierluft:
Der tiefe rote Kuß macht das.

Ich hab' viel Marterbilder hier,
Sind gar geringe Kirchenzier!
Und voll von Pein und *vanitas*.
So mager, leer und dintenvoll,
Der Saal, darin Latein erscholl,
Ein Männlein da, das Leder ganz.

Die Sonne leuchtet treu und warm,
Da leuchtet Lieb' mir schon im Arm,
O iuventutis sanitas.
Die wieder weichen Lippen los
Wie Elfenbein, die Hand im Schoß;
Von blauem Glanz die Augen naß.

Und dann ein Blick aus warmem Lid,
Der wieder tief ins Traumland flieht,
Der *vanitatum vanitas*.
Des Odems Duft durchgraust mein Mark,
Das weiht den Mann, das macht ihn stark,
Ja bis zum Gotte hebt ihn das.

Und meidet mich die Klerisei,
Weil meinen Wirbel floh die Weih' –
Nur *vanitatum vanitas*.
Das ist ja nur der pure Neid,
Der hüllt sich dann in Kreuz und Leid
Und donnert los im Lügenbaß.

Das Altarbild gar lieb und hold,
Erhellte von zartem Lichtergold,
Das, Himmel, ist nicht *vanitas*.
Das ist ein Tag, der ewig steht,
Mir niemals aus dem Sinne geht,
Ein Tag im Wald im weichen Gras.

Das alles war so ernst, so tief,
Wie sie so himmlisch lag und schlief,
Trotz *vanitatum vanitas*.
Und Blumen frisch und Amselschlag,
Der weihen Ruh' ich denken mag,
Des weichen Golds im grünen Gras.

Ein Ruf, von wo, der sich verlor,
Da fährt sie scheu vom Grund empor:
Dein Schrecken, Kind, ist *vanitas*.
Die Locken fahren wild herum,
O Gott im Himmel, war das dumm –
Ich nenne meine Weihe das.

Höhenstrolch

Ein großer Lump schreitet durch die Himmel.
Seine gewaltigen Kniee verlieren sich im strahlenden
Glanz:
Aus allen Taschen muß es fallen, aus allen zerrissen
hängenden Taschen.
Und der lallende Schritt in schreienden Schuhen, stark
und fröhlich singt er weiter.
Und alle Gassenjungen der weiten Welt – in grinsend
kichernder Freude, – lautlos schlau, sammeln die
goldene Ernte hinter diesem verwahrlosten Schreiten!
Was für ein Lump: der Weltbeglückter.

Die Hermannschlacht

Am Tage der Hermannschlacht bin ich geboren.
Am dritten, am Tag der Entscheidung.
Auch das säet hinüber, wie zwischen Heimat und
Heimatling die Dinge sich austauschen.
Eine heimliche Kette!
Unheimlich: weil Leben.
Alles Leben ist unheimlich.
Findet in uns ein Gesetz nicht.
Und von diesem Dunklen – manches blieb.
Von dieser Feindschaft.
Und feindet weiter.
Ist wild und stark und unerklärlich – – –
So hingesezt Wald und Berg.
Deutlich.
Bedeutsam.
Ruhend zusammen.

Gestaltet – – –
Mich umwächst wie ich hinübersehe, was von drüben,
Geflossen trüber Grün
Feindisch
Geister der Kämpfenden.
Die nicht Ruhe finden konnten
Und weiter stritten
Weiter streiten.
Böses Grün
Hämisch. Versenkend.
Und die Leuchte: Irrwisch!
Weisend, winkend:
Gurgelndjäger, ungeregter, ungerächter Tod.
Und andere Leuchten.
Da oben auf verhaltenen Hängen.
Ein Licht, das kichert:
Grinsende Freude.
Und dieser kichernde Grimm funkt,
Dieses Licht jubelnden Hasses lodert unter Ungeheuer-
flügeln, mutwillig krausgeschwungenen Waffen, den
Hörnern, den gewundenen Flammen des Angriffs.
Und da droben dicht über den verzweifelten goldenen
Adlern, der zusammenschmelzenden Legionen krächzen-
de Schatten. Da biegen aus ihren Federkrägen die heiser-
grauen Geier weit aus ihre magernackten Hälse und die
schwarz bestattenden Raben künden: »Krah! die Stunde
ist da!«
Und wie des Waldtals tückisch einsenkender Lauf zu
Ende ist, da ist auch zu Ende was bestimmt und deutlich
war und kantig wollte – erobern gewohnt – fallen müs-
send, alle die dunkelsten Augsterne rat- und sinnlos, über
allem ein dumpfes Gespinnst, das noch lange weiter
schlief, schlief darauf und schlafen wird: die deutsche
Freiheit.

Schlafwandelnd hatte sie die Runde gemacht durch ihre Wälder diese drei nachtenden Tage, dann sich wieder hingelegt.

Verschlummert

Ein Lebenssymbol

Der Harz steht ganz in Sage. In ihn tritt die Zeit nicht ein. Tausend Jahre sind ihm wie ein Tag. Und wie der Fichtenozean sich herandrängt und unseren Odem fröhlich macht! Wie die Felsblöcke lachen und allerlei Mummenschanz machen und steinerne Scherze; wie sie bildende Kunst treiben und sich mit lauter großer Rasen behängen! —————

Er war weit gewandert heute. Erquickt von den erfrischen Küssen des grünen Wassers; die Lider wohligh beschwert von dem kranzartig spielenden Regenbogenfarbenschein der früh scheidenden Talessonne, war er eingeschlummert.

Seine Hand ruhte sorglos schön auf einem sauberen Bündel. Er mußte schon lange so ruhen. Hasen machten bereits ihre Männchen vor ihm.

Schwer rasselten die kleinen kastenartigen Erzkarren vom Rammelsberg vorüber; mächtige, an die Achsen des weit auseinandergenommenen Wagens festgekettete Fichten schütterten wie der Schweif eines erlegten Drachens.

Der Schläfer schlummerte weiter.

Da nahten Schritte. Vater König und sein Prinzeß. Vater König: gebietende Gestalt, in den Brauen Hoheit, in den Augen Willen, von Schalksinn umkräuselt.

Sein mächtiger Bart legte sich über die Achseln wie das Schlachtschwert des Sturmes.

Ruhig atmete die gewaltige Brust, und geregelt gingen die Nüstern, wie sturmruhig da droben wandelt die breit

anbrausende Woge der herbstlichen Luft durch die dunklen Fichtengassen und über die grüne Trift.

Wie da droben, wenn die Sonne herniederging, und die Vögel beginnen zu schweigen, in den Wipfeln ein anderes Rauschen einsetzt: die getragene, ernste Weise der Nacht, wenn so hell die Wasser heraufrauschen und die zart unergründlichen Fichtengassen dahinunter etwas Trauliches haben, daß man hinunter möchte in die klingende Unendlichkeit... so sein Atem und der Gang seiner spielenden Nüstern.

Nun bogen sie um den Vorsprung und kamen in den Überwind, der wie das Händlein eines Geisterkindleins spielte mit dem Barte des Alten.

Prinzeß: noch ganz die heftige, feierlich reine Röte der ersten Jugend.

Sie beugt sich weit vor und fragt und bewundert.

Immer hat sie was an ihrem weißen Kleide zu zerren; eine Ranke, eine krause Schalruine hält sie etwas fest: der Wald neckt sie.

Die Birke aber spricht zur Eiche:

»Das Kleid ist von mir, der feine Schimmer ist unverkennbar.«

Und wieder legt sie den Finger auf den Mund, wieder blitzen ihre dunklen Augen auf seinen zu hellen:

»Guck, Vater, wie lieb!«

Diesmal war es ein feinledernes, gelbschwarz Mönchlein, das unter ihrem Blick sich furchtsam verweilend wand und aus voller Kehle ängstlich atmete.

Da – das war nicht mehr die kindliche Allfreude, das war das Mädchenstaunen, verwirrte Röte war darin...

Sie sagte diesmal auch nicht ihr »Guck, wie lieb, Vater!«

Und war doch so lieb!

Diese warme Brust, die unter dem weißen offenen Hemde in arglosem Leben sich hob und senkte, diese blitzenden Zähne, diese Augen, die nun unter warmen Lidern sich neue Klarheit aus tiefem Schlummer sogen.

Wie sie stutzte!
Dann eilte sie zur Wiese, pflückte einen Strauß und legte
ihn auf seine steigende Brust.
Vater König, der anfänglich belustigt seiner Tochter
befremdlichen Treiben gefolgt war, sah nun ernst vor
sich hin.
Er gedachte vergangener Zeiten.
Jeder Thron hat sein Weh.
Sie dauert ihn: er will ein Ende machen.
Es ist nicht mehr nötig: sie hat sich schon von selbst
erhoben.
Aber es ist ihr schwer geworden, das Aufstehen; doch sie
lächelt – ein eigenes Lächeln, wie sie's noch nie gehabt:
es ist kein schmerzliches Lächeln:
Und dem Vater ist, als müsse er sie ziehen: ihre Seele ist
schwer geworden.
Und als der Bursche erwachte... konnte er nicht
wachgeblieben sein, daß er zum mindesten das Glück
gewahrt hätte, das ihn im Vorübergehen begrüßt!
Dann hätt' auch er es begrüßt und geworben. Doch nun
– verschlummert!
Prinzeß aber ging nie mehr Blumen pflücken.

Banger Traum

Karma

Das ist vollzogen, Basalt. Geronnener Ursturm. Gegend
fremdeigen. Rötlich umbuscht, bestimmt, fernzitternd
Geleise eines Waldwegs. Wohin? Das soll Kindererde
sein. Heimat. Mehr als die besondere Heimat. Die Be-
suchsheimat, meines Vaters Dorf. Ein Etwas folgt mir.
Ein Ochse vermutlich. Stumm. Mein Ahnen spürt Hör-
ner über der Beuge.

Ein Karrnerfuhrwerk. Breitachsigt vertraut, ein Ungefähr,
ein mitbekannter Heimatling.

Das sichert.

Und ich sehe mich um, angemutet. Und dieses lange
Untier hinter mir, ein erster tiefer Blick überzeugt mich:
es ist kein Ochse. Eine Kuh.

Und Kühe ruhen. Sehr lange Kühe. Ruhende Vorge-
birge, sage ich, immer dichterisch.

Und dann bin ich wo zu Haus. Zugleich wohl. Wenn
der Geist allein zu Hause ist, der Weltumtaster.

Ja, der Weltumtaster.

Diese Stube, hell schräg. Und so ungewohnt. Mein Zim-
mer. Mein Ich. Aber fremd so. Fremd umkrustet, ein-
gekrustet. Undurchbrechbar.

Eine dunkle, schwertiefe Umhausung, eine Seelengefan-
genschaft, eine Hineingeronnenheit aus einer langsam
wild seltsam verlorenen Wunderseele.

Und keine Tür. Eine verdeckte, langsam erworbene
Enge. Bewandtheit, Beengtheit; wie helles Glas. Sogleich
setzt braun, neu deutlich, regelgliedrig eine Treppe an.
Hinab. Fenstergebälk, frisch, eng, bestimmt.

Kinder. Zwei wohl. Eigene. Mit sich beschäftigt in Klei-
dern die Hausfrau.

Um mich so ein fremdspöttisch kluger, anders urteilen-
der, feiner, kleiner Vetter mit spitzer Sprache. Die kön-
nen so gucken, die sind nah dazu und weit genug. Der
erklärt mich hinein im Zwang, wo er frei zu Hause, wo
ich mich gewöhnen muß.

Und meine Schuhe. Groß. Gelbbraun. Staubiges Leder.
Wie Heide sieht es heraus.

Nun sehe ich auf die Sohle. Die fehlt ganz.

Und wichtige Schriften von mir überall. Kinder haben
damit gespielt. Zerrissen. Was mag wohl noch da sein
davon.

Das drängt müde, bewegt sich auf mich zu von allen
Rändern. Ich bin verdammt. Ich dränge und hebe mich

auf und presse ein Gebet gegen die Decke – und bin
noch in der Wirklichkeit, die noch nicht geronnen, der
noch immerhin irgendwie gestaltbaren Wirklichkeit.

Mein Kreuz

An meinen Werken bin ich aufgenagelt,
Ich bin so tot, wie sie lebendig sind.
Mein Blut ist all in sie hineingeflossen.
Zerwühltes Himmellager. Schwefelwerk
Baut heiß und gleißend, schwer und schwarz sich auf.
Ich bin so tot, wie sie lebendig sind
Und fühle hinter meinem Haupte rascheln
Wie welken Kranz den Saft, der mir entstieg.
Der mich verließ

der treulos floß hinüber.

Wie eine Schmähschrift
Zischelt sich's ins Ohr mir:
Ich bin so hoch, wie die da niedrig sind.
Und bin so ganz verkehrt an jedem Sein,
Ein Spielzeug strenger Himmel, das zerbrochen
Von Anbeginn.

Und mürrisch läßt

Es mich im Winkel – und schwingen blühend
Hin hohe Reigen. Frageliebesblick
Munterer Weltenmädchen
Plaudert.

Und wie ich niederschaue totverloren,
Da wiehert auf das Kaffeehaus und reicht
Aus spitzem Keil, dem tintengiftumgrünt –
Aasfliegen strotzen so im Schillerpanzer –
Mir einen Wisch mit Lauge.

Von Doktor So und so.

Und Jüngerfrauen,

Die stehn gar mildiglich verwundert, unverwandt
Zu mir empor zu schauen.
Dann ruft der Topf sie
»Leben Sie recht wohl, Herr Hille!«

Verwalte dich selbst

Bist du da, aus weißem Scheitel
Wilde Würde auszuscheinen
Wie die Kerzen, die so eitel
Prunkgemächer zeigen,
Der Gardinen leichte Reigen,
Tische hell gleich leichten Steinen
Doch das Dunkel will nicht weichen.
Nicht einmal aus dem Gemach.
Nicht die müde Würde,
Nicht des Amtes tief begrüßte Bürde
Müd und matt,
Da man nichts getragen hat.
Ich will Taten,
Taten will ich tun.
Neue Welten tragen.
Schreitend Berge überragen,
Dann bei anderen Menschen ruhen
Die wie sie auch durchs Leben rollen,
Steigen wollen.
Nichts Eingewickelter, kein Ehrenkleid
Und keines Ordens nichtiges Geschmeid,
Ich tue nur, verwalte nur mich selbst allein
Und fange an, ein Mensch zu sein.
Ein Mensch, der von der Erde von dem Himmel
nimmt und ihnen wiedergibt
Bei dem alldrängend Geistesteilchen wimmelt
Die Leuchten wie sie ihn genippt.

Ein großer, der das Ganze zieht aus Teilen,
Es gibt ein Fallen, das Gesetz und Weitereilen.
Da ist alles Sehnen
Und das wird treiben,
Da gibt es kein weltüberschreitendes Wähnen
Unfertiges Bleiben.
Das ist kein hohes Weltüberschreiten
Das rasend bewunderte Hütebegleiten
Die Straßen entlang auf beiden Seiten.

Alles nur kein plumpe Graus
Zurück das alles und da wenn ich winke
Lallend stotternd genug das Gebraus.

Bist du da, aus weißem Scheitel
Wilde Würde auszuscheinen,
Wie die Kerzen die euch eitel
Prunkgemächer zeigen,
Der Gardinen leichte Reigen,
Tische hell gleich leichten Steinen.

II.

Nein,
Sei und strahle
Die durch dich gegangene Welt
In deinem Striche weiter.
Dann steigen die von deiner Güte Mahle
Blitzende Pokale
Dir ferner Liebe Feuerwein.
Blutdunkel schmiegend wärmt.
Und dieses Blut wie Wangen fahl gehärmt,
In nah' erloschener Augen neu Geleucht.
Wie eine Mutter die an ihrer Liebe säugt
Das schlummerspielend ungesorgte Kind,
So fühlst du die von dir schon alle steigend sind.

Aus den Liedern des betrunkenen Schuhus

(Im Kirchturm)

I.

Was die Gelehrten reden, ist nur Kohl,
Denn eine taube Nuß ist ihr Symbol,
Wie diese ist ihr Schädel hohl,
Der Schweine Leder ihr Idol –
Der Weise weiht sich dem Alkohol.

Bim, bim, bim, bim,
Bin böß, bin schlimm,
Kommen gelaufen und ärgern einen.
Immer sind sie auf den Beinen,
Mag's nun regnen, mag die Sonne scheinen,
Und ist ein Gegröhle, ein Weihrauchgestänker,
Hol' sie der Henker!

Sonst ist alle Zeit
Hier oben Einsamkeit,
Denn der früher hier heraufgekrochen,
Hat den Hals gebrochen.
Wie ich im Nu – kiwitt, kiwitt,
Geh' mit, geh' mit –
Den letzten Rum gestohlen,
War er noch da, sich Schnaps zu holen.

Gluck, gluck –
Dann tat es puck!
Im Turmgebälk und Branntwein,
Da muß man schon ein Schuhu sein.
Nachts lassen sie mich hier in Ruh,
Und wenn sie dann die Klöppel schwingen,
Die dröhnenden Dinger wie Donner singen,
Da seh' ich zu

Und schlürf' in langen Zügen
Aus allen meinen Krügen
Kognak, Korn und Aquavit
Und habe mein Vergnügen.
Wenn wohle Glut die Nacht bezieht,
Das ist mir mehr wie Morgenrot,
Und morgen sind viel Häuser tot.
Grgsgi,
Der Teufel hole sie!
Dreck! Komm, Karlineken, komm,
Mach' mich fromm,
Daß ich in den Himmel komm!

II.

Des Urwalds Riesen splintern
In Nacht durchflammenden Gewittern.
Es heult sie Knäul von dem Wirt geschoben,
Auf stillen Straßen mit wilden Messern toben;
Dann bin ich in meinem Element,
In meinen Augen einsam brennt
Das Menschen hassende Temperament
Melancholie.
Das düstere Gestirn Genie
Flammt
Verdammt
In meinen zwei Pupillen.
Donner groß und hoch der wilde Willen.

Dem Hohen

Weltatmender, der du Geister,
Urfunken der Liebe,
Mit dem Brandmal der Geburt
In Leiber schließt
Und schleuderst fort den Schlüssel.
Und so finden sie sich
Und du fühlst sie
Und schwellend, voll brausender Güte,
Zieht deiner Welle göttliche Flut
Schwellend entgegen
Mit ganzer Seele dir Zudürstendem...
Oder sie verlieren die einsamen Schritte
Und du wirst kalt mit ihnen
Kalt wie das, was nicht du...
Überwonniger,
Freiheitsgeborener;
Jedwed' Lob verhöhnt deine ragende Fülle!
Denn es begrenzt die ewigen Glieder
Der stehenden Tiefe, der steigenden Geister,
Der fallenden;
Wärmende Werke hegen
Im quellenden Schoße der Seele,
Das weckt dein Leben!
Gnadenquillend erwachend
Stürzt auf uns ein
Höhenwärts wirbelnder Segen.
Wie sollen wir zählen
All deine ragenden Wipfel?
An allem lebst du empor!
Wie sollen dich wir halten?
Fassen wir dieses:
Entschwebt nachlachend uns andres.
Was sollen wir glauben?

Da unser Auge und Antlitz schon lügen!
Was wollen wir forschen?

Dein Wille geschehe...
Wir wollen nur lieben wie du.
Dann lieben wir dich.

Jesus

Über seelenbange Wangen weinten
Warm verdüsterte Himmel heißes Blut.
Über dürrer fremdschmachtender Erde
Gingen wilder Missetaten büßend helle Beschwerde.
Fühle über mir das dornengroße
Güte glühende Haupt
Umfangen...
Von mir.
So spräch' meine Seele,
Himmelerquickend
Den seligen Tau
Überquellender Liebe
Auf das dornenhohe
Tauschmachtende Haupt,
Du Welt Hinliebendes,
Du Welthinliebendes
Dich weinen
Hin
In Jubel
Dich!

Karfreitag

Karfreitags Krone. Heldenkönig! Einsames Haupt.
Verstoßen. Erheben
Die feige Flucht verdammender Hände.
Ein suchender führender Quell.
Wenn ich erhöht sein werde, will ich alle zu mir ziehen.
Und die Welt, die schwere Welt, die leichtsinn-
schwere Welt,
Fast schon oben, reißt ab, eine Wunde reißt auf,
Der Seele, Wunde des Leibes, Wunde des Todes:
Vater verzeihe ihnen, sie wissen nicht, was sie tun.
Zum schmerzlichen Hohn der Dornenkrone
Fallen kühlende Tropfen fühlender Größe.
Dem bedeutenden, einsamen Menschen an seinem
Tage nahe sei,
So ist stiller Freitag, so ist Ostern
Trauerhelles Opferglück.
Abschiednehmendes Wiedersehn.

Krol Duch

So ein Menschensinn,
Ihr wißt ja nicht,
Wie groß der ist,
Wie gewaltig und fest!
Weilend und eilend
Ein Proteus.
Überallhin, überallhin
Reichen reine Kräfte,
Die sich der Triebe begeben.
In zarten Farben

Atmet der Geist ein seliges Leben,
Bange vor Fülle.
Alles ist von Blumen zu,
Wo gibt es ein Ende?
Über alles rieselst du hin,
Göttlicher Geist,
Und schaut dein selber
Beschwichtigtes Schicksal,
Und freust dich,
Eines gewaltigen Vaters der Dinge,
Der nirgends wohnt,
Um so glutender naht seine Kraft
Den wachsenden Söhnen,
In ihnen wächst es drängend
Über die Erden,
Neu sie erschaffend,
Unverlassen,
Anders gestaltet,
Kann er die Welten
Und ihr buntes leuchtendes Leben
Ruhend aus sich tun.
Sein Sein schon ist Leben.
Farbige Weihe,
Ungeheure Angesichter
Her zu mir gestellt
Aus der Unendlichkeit,
Und starke deutliche Hände
Mit festen brüchigen Daumennägeln,
Knoten an den Gelenken
Und blauen täglichen Ärmeln,
Oder ziegelroten
Und breiten, weißen, lässigen Aufschlag,
Die kommen mir aus dem klaren,
Dem Blicke weichenden Himmelsgewölbe.
Ein Wortbauer,
Gestalten sinnend,

Gesetze gewinnend
Von hüben
Und drüben,
Zuwartend,
Rein mich putzend
Und liebend, liebend.
Die brennende Sehnsucht
Zum weiteren
Leben und Tod
Und Sterne
Und Sonnenbahnen
Aus meinem helleren,
Tieferen Geiste zu lesen,
Sie wird gestillt nach Gesetzen
Zur Zeit.

Für einander

Ein Kreis von Erde das ist ein Zauberkreis
Über alle Herrenkunst.
Diese deine Erde drängt sich dir empor
Und aufsteigt deines Geistes Domes Chor.
Du wirst von ihr: dein Leben
Wird sie rauschend überschweben.
Und von ihr grüßen
Hoch in frohen Wipfelhaupte.
An weitem, blauen, heiterreifen Himmel.
Und willst du ruhen,
So schlägst du aus der Brust
Dir der Erde breite, warme Falte;
Wie ein Krieger seinen Mantel schlägt,
Den feldgewohnten,
In fest geronnen scharfer Nacht
Und seines Heldenherzens müd' Erkalten,

Daß frischer Morgenwind
Noch die Glut mag finden und erwecken.
Die wachen Sterne aber hüten treu
Im Lebenslager all den starken Heldenschlaf.

Meine Erde

So ein verliebter Tor verpufft.
(Goethe, Faust)

Meine Hände flammen nach dir.

Sieh, wie die Sonne streichelt
Die lieben Bäcklein,
Die schämig tiefer erglühenden Bäcklein
Liebfrommer Erde.

Wie so im Wundergrausenden
Dampfe des Lebens
Sinnen hoch... träumerisch... zwei Seelen der Seele.

Du Goldkerl du,
Du Prachtlump du,
Du dumme, dumme Erde,
Racker du!

Und Kuß auf Kuß, hungrig trinkend,
Rafft empor sie
Vom tiefabhängenden Haar
An das goldkräftig hingerissene,
Torheit strahlende
Antlitz der Liebe.

Die Menschen nennen das
In ihrer Seelen Schläfrigkeit
Dann gemächlich einen schönen Tag
Und stopfen dazu die lange Piepe
Mit Pastorentabak.

Was wissen die von unserer Liebe!

Es lächelt tief in den grämlichen Falten
Mühender Erde.
Meines Traumes jähe Frische
Lacht hell auf meinem Schlaf
Und hat... was an der Hand –
Dich!

1. Boden

Siehe ich bin eine traurige Erde,
Größemüde sinnende Landschaft,
Tuend ruhende Schwere!
Wie von Werken
Trauriger Wein.
So verlorenes Stärken:
Was?
Schwarze Vögel,
Wie ein Trauerband gezogen
Um leisblaue zarte Schultern
Sehnenden Himmels,
Mit so nahen spähenden Augen,
Die was Schnelles sagen,
Kommt mir geflogen,
Die fragend, kündend.
Fichtenzweige sind getüpfelt.
Wie taubes Gold in welker Hand,
Das bietend keinen Nehmer fand.

Flog mal an geschecktes Licht,
Ein verstecktes Kindsgesicht,
Flog mal an.
Ist wo verhalten Lieb in linder Luft
Listigen Taumels wonniges Leben,
Flüsterndes Sprühen
Verstohlen hinüber –.

2. Weltschwellendes Lied

Über grüßende Klüfte und Büsche zieht
Und junge Vögel wiegende Wipfel
Zwei gelbe Falter...
Ein Haschen, ein Fühlen,
Vorüber...
Das währt, das währt.

Seliger Flug,
Hier in den Himmel
Die beiden es trug:
Mit vier Blättern
Zwei Blumen.

Was so schwer in der Erde,
So ganz schwer –
Aller Frühling schweigt
Und singt sein leuchtend schwellendes Reifen.
Allmenschen.

Braunes Mühen,
Perlen des Fleißes,
Rosen auf greifenden Knäufen.
Bilder rohrleichter Hütten.
Hurtige Schultern des plaudernd
Kindlich treibenden Wichtes
Tragen über das Tal zu anderem Hofe

Ziegen und Frucht –
Grüne Weiten.
Ziegenerstiegene.

Schmerzen wühlen
Schmerzen, seliges Sichlegen ins Grab –
In Erde all:
Schwanken der Seele zur Höhe –

Die Lüfte sind müde
Schwer vom Fremden,
Vögel darin,
Schwarze Vögel mit harten, bohrenden Seelen
Dunkelrunden Augen,
Blankem bereitem Schnabel.
Schwarzer Scharen fliegendes Fragen,
Zusammenrufen
Dunkelbeutefroher Ruf.

3. Auf Mutterschoß

Betende Hände,
Gottbetroffene Jungfrau,
Flattern und Beben,
Heiliges Lallen:

Mein Werk ist träg in der verdüstenden Geister
Verdüstetem Greifen.
Dunkelruhen!
Gebären. Arbeit,
Bang, groß,
Seelen in hastender Arbeit.
Alle halten zusammen und – haben nichts.

Qualen die furchtbar sind.
Unerhörte Worte
Unerhörte Dinge.
Und es sollen Frühlinge sein,

Und – Trauer ist Jubel.
Ein Brausen in lichtentschmetterndem Ringe.
Und fern, wie sehr,
An goldbraunen, reifen, jubelnd roten, blühenden
Wangen.

Starkes Gekicher.
Tänze, grell wie Sonnenlohen.
Tamburin, wirbelnd
Wie goldumzügelte
Blumen der Sonne.

Schlummre, Frühling,
Im Dunkel einer Trauer,
Und wie ein Kind
Sprießt du immerzu
Violette Blumen des ersehnten Herbstes
In vergessen geschlossener Hand.

Brennende Einsamkeit

Schreit,
Gestalten kommen hervor, wo Völker modern,
Winkend die Fackeln der Himmel lodern,
Und da ich noch suche die Weite,
So schmiegt es sich an die Seite
Und lacht mir so nah' mit lebendigen Sternen,
Wie du sie nicht fandest in müdesten Fernen.

An Gott

Deine Himmel sind mir viel zu süß:
Gib mir, mit freier Brust zu ragen,
Mit dir die Welt zu ertragen,
Wo du bist!

Waldesstimme

Wie deine grüngoldenen Augen funkeln,
Wald, du moosiger Träumer,
Wie so versonnen deine Gedanken dunkeln,
Saftstrotzender Tagesversäumer,
Einsiedel, schwer von Leben!
Saftseufender Tagesversäumer!

Über der Wipfel Hin- und Wiederschweben:
Wie's Atem holt
 und näher kommt
 und braust,

Und weiter zieht
 und stille wird
 und saust!

Über der Wipfel Hin- und Wiederschweben,
Hochoben steht ein ernster Ton,
Dem lauschten tausend Jahre schon
Und werden tausend Jahre lauschen.
Und immer dieses starke, donnerdunkle Rauschen.

Von den *Gesammelten Werken* 1916 bis zu
den *Gesammelten Werken* 1984
Ausgewählte Texte aus späteren Editionen

An die Poesie

Zu dir meine Flucht,
An deinen lindenlinden Busen,
In deine weich
Umschlingenden Arme
Rett ich mein Herz,
Das prosawunde
Qualenzuckende Herz,
O du meine tröstende Mutter,
Sorgen verkosendes Lieb,
O du meine milde Muse!
Ruhe lächelt dein Auge,
Dein mildes, hehres Auge,
In meine dunklen Qualen und Sorgen,
Das glänzende tiefe,
Das mit olympischer Klarheit
Tränkte den greisen Homer,
Mit tragischer Milde umgoß
Die bruderbestattende,
Still ins Todesbrautgemach
Steigende Jungfrau...
Muse, du wölbest
Den blauen Himmel von Hellas
Auf Marmor Plastik,
Mit blitzzerrissener,
Düsterer Wolken hehrer Phantastik
Bangest du
Dem Jehova heiligen Landen.

Milde Schwüle ließest du zittern
Über dem üppigen Traubengehänge,
Drin der schwellende Busen der Braut
Wogte unter den Küssen
Des ebenholz-lockigen Freundes.
Ein Leichenfeld
Sieht der begeisterte Seher,
Ein Wirbelwind
Dreht die Gebeine zusammen,
Sie fügen sich ein,
Dasteht
Ein totenköpfiges Heer.
Sehnen schließen und Fleisch sprosst,
Haut spannt sich herum.
Ein Gotteshauch:
Mit den Waffen
Rasselt das Heer. –
Dem glutenhagern
Jacopone di Todi
Erschienst du
Hoher düsterer Gestalt,
Drücktest kohlenbrennenden Kuß
Auf seine schroffe steinerne Stirn,
Draus die düstern Flammenrhythmen
Des dies irae glühten,
Das heiße Angstgebet,
Das Flammenleben:
Recordare, Jesu pie,
Quod sum causa tuae viae,
Ne me perdas illa die!

O, entsende auch mich!
Laß mich nicht stehn
Im Alltagsgrau,
Und Neidesblicke
Werfen durch niedere Prosa,
Gequält von den Stichen

Des kleinlichen Lebens,
Der Philister Umgebung,
Philisterhaft
Die Pfennige zu rechnen gezwungen.

Nein Muse, so grausam
Kannst du nicht sein,
Mich hocken nicht lassen
Auf dumpfem Bureau,
Angewidert von Allem,
Verhöhnt von Allen!
Mit selbstzerfressendem Grimm,
Mit selbstvergiftendem Hohn
Mich selbst regalierend,
Was bleibt mir als Wahnsinn?
Halbdichter zu sein!
O diesen Jammerstand
Hab' ihn verdient ich,
Weil mit allen
Fasern mein Wesen
sich drängt zu dir?

Berauscht hat mich
Dein wonniger Atem,
Vollende dein Werk.
Drücke den Kuß der Weihe
Mir auf die Stirn,
Erschließe sie –
Und ich gehöre ganz dir.
O schleudere mich nicht
Zurück in die Prosa!!

An die Hoffnung

Als geschwunden der kindische Wahn,
Es würde sich klären
Das Chaos, die Träume,
Sich klären zur Dichtung,
Werden zur Wahrheit – – –
Als gewichen der Wahn,
Wie stand ich verzweifelt,
Starrte ins Leere,
In trostlose Nacht!

Sollte mein Auge
Geworfen nur haben
Den Unglücksblick
Ins Strahlenmeer der heiligen Dichtung,
Daß ich wanke
Ins Dunkel,
Wanke ins graue
Leben des Alltags?
Tiefe, traurig tiefe Nacht!

Da seh' ich ein Licht,
Ein schwaches schwankendes Licht,
Es wird größer, wird heller. –
Verschwunden ist's –
Da leuchtet es wieder,
Größer und größer,
Ich sehe den Stern,
Der tröstend mir winkt.

Sehe beleuchtet von ihm
Deine rosigen Finger,
Dein holdes Gesicht,
O du meine Hoffnung!
Es lichtet sich schon mehr sich und mehr

Das trübe Dunkel.
Entgegen schon seh ich mir schimmern
Den Himmel des Ruhmes,
An deiner Hand
Erreich ich ihn bald.
Glück nur und Dank und strebender Eifer
Schwellt die freudige Seele,
Noch eben umnachtet!
Dank dir, innigster Dank
Dir, Trösterin Hoffnung.

Ode an die Zeit

Sei mir begrüßt, o Zeit,
Gegrüßt du fließendes Meer,
Sei begrüßt,
Du Meer der Zeit!

Ungestadet
Rollst du dahin,
Fällst erzene Woge,
Schnellst wie ein Pfeil
Hinein in der Zukunft
Richtigen Raum.
Es rollten die Welten
Aus Schöpferhand
Ins endlose Blau,
Da kommst du geglitten
Von Fingern der Allmacht
Im Riesensturz,
Wogtest unter das Sonnen-,
Unter das Erdenheer.
Sausend vom Gottespuls,
Hobelst dich stolz

Unter glänzenden Sphären
Und rolltest weiter,
Schwimmende Inseln,
Rollst sie noch jetzt.
Auf erster erobernder Welle
Trägst du die Welten,
Trägst du mich,
Trägst du mein Lied.
Auf deiner Wogen Erster
Schwebt es dahin.
Höre das Lied
Und hebe mich,
Wenn sinken ich sollte
Auf Ruhmeswarte
Flutüberragendem Fels,
Hoch und fest
Ob Wogen und Schwinden.

Es kommt und schwindet
Steten Wechsels,
Jede Sekunde
Ein anderes Leben.

Sonnenkreise
Wandelt die Erde,
Mondumwandelt.
Verschlungen geregelte Bahnen
Rollt mit Kreisen um Kreise
Das funkelnde All,
Bis es vergeht,
Mit dem letzten Stäubchen verweht.
Und neue Welten,
Meer der Zeit,
Schaukelt die Woge:
Staub umwölkt die Marke,
Die eherne Marke,
Die Gott gesetzt.

Und wieder bildet
Und immer wieder
Die Gotteshand
Dem ewigen Auge
Vors unendliche Nichts
Das Spielzeug der Welt,
Kaum dass in kurzer Lücke
Erhabener Öde
Auf den Riesenspiegeln
Du dich weitergegossen.
Und alle die Welten
Trägst du
Auf atlantischem Rücken –
Und wirst nicht müd?
Wann, o wann
Schäumst du hinauf,
Verschäumest am Strande der Ruh?

Gott und die Religionen

Parrhasius' Bild
Wurde für den
Vorhang gehalten,
Den sein Gemälde verhüllte.

Der Vorhang,
Gott, der dich verhüllt,
Der tappenden Menschheit,
Der Vorhang,
Von jeder Religion
Bemalt und besudelt
Mit Gottesphantasie,
Mit Ahriman und mit Ormuzd,
Jehovah, Christus,

Und der Fratze Vitzliputzli,
Dieser Vorhang
Wird, jegliches Bild
Fallend in seiner
Gläubigen
Andachtverschwimmendes Auge,
Gehalten für Gott –
Die Leinwand für Gott!

Lord Byron

Antonius-Bakchos,
Ein ewiger Etonboy,
Erzog dich die Schönheit
Zu weicher Kraft und zu starker Schwäche.
Eine Schicht Held und eine Schicht Unart.
Tagumdrehender Freund der Natur.
Freund der Nacht –
Früh zogst du dir den Schnee aufs lockige Haupt
Und fielest vor deinem Tode als Held
Als deines Leibes eigenem Mute.
So recht deinen eignen Tod
Bist du gestorben,
Eigen im Opfer
Nervöser Held.
Deiner Knabenschmerzen holder Trotz,
Sinnenstarke Knabenträume,
In königlichen Willens freien Stolz gefügt
Ragen deines Fühlens Bildnisreihen,
Empörung gegen die Satzung, die anders gewendet,
Du selber verehrtest!

angeblich auch in *GW* 1905, S. 124-27

Arnold Böcklin

Zum 75. Geburtstag des toten Meisters, am 16. Oktober

Er ging dahin wo seine Werke wohnen. –
Mit angestürmtem Nacken ihm zur Seite trabt der
Eroberer.

Aus tiefem Sande grinsen fremde Zeichen:
Gebeine sind es, die so leuchtend bleichen.
Vor rohen Hufen knirscht die heiße Wüste;
Grün steigt ein Hügel auf und ruht
In Blumenkühle aus vom heißen Gleißeln.
In träger Schräge ruht ein alter Faun
Und glotzt in Weiten, die wie bald verloren ihm,
Mit schwerem Auge, fremdbekümmert.
Ein Fäunlein, goldnes Stroh im roten Nacken,
Reckt tief zum Quell die drallen Bäcklein nieder.

Genug gesehn! Ich will mir selber lauschen;
Da kommt ein Wald, der soll mir rauschen!
Wie klopft des Mittags Angst! –
Gescheckt, erschreckt!

Die starren, steilen Stämme.

Das seltsam bösgedrehte Horn voraus:

Das Einhorn...

Aufblick des Märchens üppig-fremdes Auge. –

Da von der Rechten schwellend atmet's Raum,
Hebt grüne Wipfel hoch noch über die
blauen

Und bietet Erde, bietet Himmel, Sträüße, Schaum
Und schlägt luftkreisend einen Purzelbaum:
Und blickt wie Angst, wie Trauer der Unendlichkeit,
Wie Irrsinn, wie wehlachend Spotten:
Das wilde Element! –

Und Abend wird's; das Meer ging ferne schlafen.

Ein braunes Glöckelhäuslein.

Da steht, geneigt,
Das weiße, stille Haupt, der braune Mönch und
Geigt und streut wie Blumen nieder
Zu Füßen der Maria späte Glut. –
Auf Zehen, seine Wangen voll und fromm,
Ein Büblein lügt; leis zittert seiner Schwinge
blaugrüner Reif...

Er ging dahin, wo seine Werke wohnen;
Sie leuchten heißer auf in ihrer Seele Saft,
Die Urgeburten dieses großen Lebens!
Ein frohes Tosen wiehert der Stromsturz
Nieder; die Wälder öffnen atmend
Befreite Brust.

Die großen stummen Seelen bitten
Der ungeheuren Dinge und der wilden Welt:
»Du bist nun da; so löse uns die Lippen;
Du weißt uns alle träumen unser Brausen!
Des Lebens Wein in heitrer Andacht trinkst
Du prüfend und bei hohem Lächeln neigt
Sich leicht dein Manneshaupt, da dir Freund Hein
Auf seiner Fiedel so Wundersames geigt.« –

Dein Gruß: im Feiern neigt er sich dem Tode;
Des Wageblutes Scharlachtürme lodern;
In bleicher Stille ein zypressendichter Schlaf –

Er ging dahin, wo seine Werke wohnen.

Märzfahrt

Fünzig Jahr', da war Blut in der Welt,
Da blitzten die Augen nach Sieg.
Fünzig Jahr', da war Mut in der Welt,
Da zog das Volk in den Krieg.

Da trafen die Kugeln aus Bruderhand,
Da trug der Freiheit Weh,
Die feurigsten Männer im Vaterland
Verendeten wie Hirsch und Reh.

Schon fünfzig Jahre, o seht uns nicht an,
So steigt uns die Scham ins Gesicht,
Was euer Heldenmut begann,
Wie verstaubt es am Boden noch liegt.

Nicht weiter zurück! Das hat nun ein End,
Wir wollen nun Menschen sein
Und uns nicht mehr in jed' Regiment
So strecken lassen hinein.

Das passt uns nicht mehr, nach jeglicher Form
Getreu gebogen zu sein,
Der freie Geist ist sich eigene Norm,
Wir halten den Willen uns rein.

Wir gießen die eigene Kraft in die Welt
Und ziehen zu Feld wie der Mai,
Wie der tollende Lenz, wie der grünende Held
Jubeln auch wir: »O wie frei!«

Es kann nicht so bleiben, wir ziehen hinaus
In der deutschen Freiheit Hain,
Da holen wir Mut uns zu geistigem Strauß,
Beginnen wir Männer zu sein.

Meer

Der Himmel zerriß sein Gewand,
Da fiel ein Wort,
Und das Wort der Tiefe, das wogende Wort zerrinnt.
Kaum
Daß der rasende Schaum
Hin es geschrieben.
Die eigene Wut
Hat es vertrieben.
Die eigene Wut.
Meer, du bist Ruine,
Irrsinn zersprungener Welt
Saust durch aufgebrochene
Klagendscharfe
Worte.
Ein ungeheuernickendes Haupt
Schnaubt
Darüber.

Meer, du bist ganz Sprache, so ist
In dir alles Ohr.
Was sollen in dir die kleinen Netze,
Großes Meer?
Dir Heringe –
Die Netze draußen,
Das ganze Land
Ist ein einzig Netz –
Für Menschen.

Ich lob dich, Herr

Ich lob Dich, Herr!

Ich lieb Dich, Herr!

So dunkel wehn die Stunden!
Hast Du mein Herz gefunden,
Wird licht und hell mein Tag.
In Deinen Händen ruh ich aus.
Da endlich finde ich nach Haus.

Cymbal

Trauernde Trauben.
Weinende Feier
Schluchzendes Jauchzen
Stürmende Rosen –
In... Scherzen
Klagendes Tosen
Tosende Klagen
Gärten des Glückes,
Darüber jagen
Erschrockenen Mondes
Seelen erstorben
Weihendes Sagen.

Erdbrunst

Nach einem Gemälde von Anna Costenoble

Hinübergegossen das Haupt,
Tiefhin auf gebäumter Strähne verkrochenem Schwall.
Überüppig starrt
In drückenden Adern
Das glühende Erz
Und wie ein Meer
Staut seinen Sturm,
Lahmt um den zeugenden Blitz
Aufgetürmt rasender Schoß.
Gegenkämpfendem Leibe
Fremde Not der Lust dringt ein,
Bäumt Halt aufbietendes Knie.
Adler fahren ein auf Löwen.
Krallen und Klauen.
In wallendes, grüßendes Blut.
Wie Becher trunken von anderem Blute
In schneidender Wonne
Glühen die Wunden.
Hin durch die Himmel
Grausame Fetzen
Und bluten zu Licht.
Freundlich äugelt die Sonne:
Das goldene Wundengebilde.

Furchtsam

Dünneres Grausen erregt sich erzählender Eschen,
Dünnere Scheine des Monds durch grünlicher jagende
Wolken,

Stehende Tritte, die leis
Meine in furchtsamem Nachdruck begleiten.
Lange ging ich so hin,
Endlich zog mich zu sehr,
Zog die Furcht von mir ab.
Grauender Reiz - und ich sah
Erschrocken erschrockenen Weltgeist,
Der nun mit bebendem Auge,
Das mich belauschend besorgte,
Nun mich verließ
Und entschwebte.
Was für ein Auge!
So groß und so fragend!
So Rätsel wissend, so rätselforschend,
So scheu. Und ich ging weiter.
Da traf ein runder, klangvoller Ton
Meines Innern auffangendes Ohr,
War es äolsharfen
Tief unter den Ränften
Vollglockiger Quell?
Und ich kam näher
Da war es ein Mägdlein,
Das weinte vor Grausen
Im wehenden Walde,
Händeverschlungen sitzend auf Wegstein.
Als es nahen mich hörte
Und die Gestalt dann erkannte,
Grüßte die Weinende warm den Begleiter
Durch diese grausende Nacht.

Jubelnd

Jubelnd in den Äther hinein
Trinkt meine Seele die Fluten des Lichts.
Es drängt mich hinauf, es zieht mich hinan,
Zum ewigen Glanze des Gottesgesichts,
O könnt' ich entschweben
Dem dumpfigen Leben
Vom Gipfel des Dunkels zur Klarheit empor,
Vom rudernden Geiste zum prallichten Tor.

Wärest du entbunden,
Du schwellender Drang,
Müßtest du nimmer ins Platte zurück,
Du schwebtest vom Scheitel des Sehnsens empor
Durch Fluten die blauen ins wachsende Glück.
Im Dunkel zu liegen,
Statt lichtauf zu fliegen,
Was hältst du mich nieder,
leuchtendes Ziel!
Daß dunkle Schwäche den
Geist schon befiel?

Könnte ich ringen, ringen mit dir,
Drängte mich entgegen der wehrenden Hand,
Durchschnitte der Lüfte sprühenden Schaum,
Und glitte an das lichtgoldene Land.
Beronnen vom Bronnen
All Welten und Sonnen -
So taumelt' geblendet ich nieder vor dir -
Und wenn ich erwachte - vergäbest du mir.

Meernacht

Nebel und Mond!
Schildfremder
Schild in der Schlacht
Weißer Geist!
Hohe Hecke, niederes Haus,
Warmflammend Licht daraus,
Das fällt in wilde Apfelbäume.
In klirrendbrüllende Träume
Eines greisen Riesen.
Moos sein Kleid.
Frischer wilder Moder
Seine narbenharte Seele.

Fuchs wie Schlange
Unter steinerner Decke
Schlafgesellen,
Hundebellen,
Und
Erschrickt ihn, da erscheint Seele,
Weiter schwebe sie
Moos sein Kleid.
Frischer wilder Moder
Narbenharter Seele.

Seine Augenlider bleiben stehn
Wie verwirrte rote Sonnen
Auf lauter Streiten
Tropfen
Klopfen

Aus grau aufseufzender Ewigkeit
Kurz und hart
Schlägt auf ein wilder Apfel
Eine verlorene Botschaft

Tupft ein Blatt an,
So...
Greises junges Blut
Schauend heimlich
Bin ich wo in rauschender Ader
Daheim
Unter anderem Haupte.
Das schaut.
Nun tastet mein genarbter
Langgeaderter Stab,
Über den
Zierlich schlicht sich windet urgraue Eidechse
Noch einmal an
Hell anklingenden Stein.
Ein Haus wächst grau.
Noch eins.
Nach Dunst werbende Tropfen

Politik

Nur wer enge Sinne hat,
Sieht es wachsen und vergehn,
Ob der König nimmt die Stadt,
Bleibt der Boden stehn.
Das Erobern kann nicht mehrn,
Weil es dorten mindert –
Wie am eignen Fleische zehren
Nicht den Hunger lindert.

Seht ihr Diplomaten ein,
Sähe doch der Bürger ein –
Sein Erhitzen quält nur –
Würdigernste Kindereien:
Einer Karte Bleistiftspur.

Aphorismen

Büchlein der Allmacht

Sterne sind Gottestänzer.

*

Suche die Erde im Himmel, so wird dein Leben ein Paradies, und dein Wille schafft sich jubelnde Himmel.

*

Eine schlafende Verklärung kann Gott nicht brauchen, nur ringende Himmel von Ewigkeit zu Ewigkeit, Kämpfe, die Frieden sind.

*

Gott leidet nicht den Satan, wohl aber der Satan, der Geist der Abschnürung von Anbeginn, Gott.

*

Großdichtung ist immer Gottesdienst. Kommt nur noch die willensstarke Selbsterkenntnis der Mystik hinzu, so strahlt zeitenbegabend die Kunst.

*

Wundernatur wächst in der großen, dem lebenden All zugerichteten Seele, da keimt der Garten Eden, worin nichts abstirbt als das Unkraut und nichts stolzer gedeiht als das Gewaltigfaltlose, Kindergütigallbezwingende, über auf die Umgebung. Auf einmal fühlen wir: wir haben noch nie so wenig unter dem Heute und Morgen geächzt nie, so heiter, so seelenruhig, selbstgenug und doch voller Liebeswiderung uns gefühlt, wie nun.

Das Schicksal, das erst so blödsinnig sich anstellte, beginnt nach unserer Flöte zu tanzen. Zuversicht und Kraft halten sich die Wage.

*

Gott will nicht die Verstümmelung, sondern die Vollendung unseres Wesens.

*

Wir fühlen unsere Läuterung, eine Kohle zum Diamanten wachsen, unser Bodensatz ist geschwunden.

*

So kränklich und gefährlich der subalterne Spiritualismus sein mag, so gesund und heilsam ist die hohe Mystik, die nicht Gerüst und Apparat mehr kennt, nichts als Gott und sich.

*

Zu diesem einen Gesetze hatten meine Gedanken mich gebracht. Aber es blieb leblos. Da regte sich mein Wille und auch droben ward es lebendig. Da brach mein Selbst hin, über die Maßen wertlos erschien es mir. Überreich erhielt ich's wieder, ein Leben Gottes und gotthaft.

*

Unheil und Bosheit lassen sich schwer begreifen, es sind gleichsam Ausscheidungen Gottes. Aber auch dieses Düstere wandelt sich langsam edler. Gott ist groß, er verliert und verdirbt nichts von allem Leben. Er straft und lohnt auch nicht, an ihm wird alles Geistesgute lebensgut, alles Geistesböse, hier oben nach diesem Wandelpaß der Erde im rein geistigen Kreislauf, leidensböse, und dadurch wieder edel. Das Laue muß sich entscheiden, Philisterhimmel gibt's nicht. Es galt auch nicht die Einzelschönheit, die der Philister kennt, die muß übers Hässlich-

starre zurück zum Allschönen. Kraft der Einzelbosheit bildet zeitweilig Geister der Bosheit. Kraft des Allsinnig-guten schafft Gottesgeister voll Macht und weiter Seg-nung.

*

Dieser Kirchenstreit und Kirchenstarre ist ein Zeichen; sie verstehen das Gesetz nicht, das Satzungsauhebende, kleben Satzungsabsicht und Satzungsschicht, reißen sie wieder ab, finden aber den lebendigen Grund nicht, den nur die Mystik erschließt.

*

Naturalismus ist die Schminke, Mystik die stille Mystik, die nichts so widerlich findet wie Salvation Army Lärm, das Antlitz, das Gesetz des Lebens. Ihr Dichter ist vorwiegend Dante, der schon im Fleische den Geist dichtete. Er ist der führende Dichter des Gesetzes und der schönen Gerechtigkeit.

*

Die Mystik kennt keinen Priesterstand. Aber wird sich deshalb der echte Priester über sie ärgern? Ärgert sich der Arzt über die Gesundheit? Die Kunst ist zu vornehm zum Anständigen, so ist die heilige Mystik den bloß »Frommen« ein Greuel. Eine Spinne der Allmacht spinnt die Seele aus der Zeit der Ewigkeit.

*

Nur die Dichtung des Geistes begabt die Völker, die weiterschreitenden, nicht die Ansätze und die in den Manieren der Dichter festklebenden Werke der Heutigen. Auch das Weib ist dichtbar, nur muß man mehr geben als schwärmerisches Fleisch.

Ein einsam schaffender Dichter geht bereits den Weg der
Hebung.

*

Nur Starke dürfen sich dem Innenleben zuwenden,
Seelenkrüppel bilden müde Kirchen.

*

Der Schüler der Mystik ist ein Afrikareisender der Seele;
er betritt einen Urwald, der ihn erst nach Jahren als
Geförderten entlässt. Und all diese Zeit muß er an sich
arbeiten, dem hohen, stillen, unsensuellen Geist-Ich. Das
ist noch unerquicklichere Arbeit als das unbegriffene
Kunstschaffen. Auch der roheste Fakir, der sich von den
Toten erwecken lässt, gibt Kunde von der Überwelt.
Gott ist die Liebe, starke Liebe, aber nicht gutmütig. Er
ist elementar, nicht sentimental. Keine Suse. Er ist das
Weltgemüt und liebt den Mut, ist aber nicht gemütlich.

*

Mystik ist ein weiser Rausch, kein tauber, kein welken-
der. Spiritismus ist etwas Subalternes, Kränkliches,
gesund die hohe Mystik.

*

Gott ist der ewige Geisterfrühling.

*

Was zur Höhe steigt, bohrt zugleich in die Tiefe.

*

Der Himmel ist kein Lokal.

Gott fühlte sich einsam, da kam unter seinen Fingern
hervor die Welt, ihn zu trösten.

*

Gott ist das lebendige Märchen.

*

Die Welt lebt, nicht die Erde, die Sonne: wohl aber das
Gute, das Böse.

*

Gott ist die Speise der Geister.

*

Satan ist eine Stimmung, die über die Gottlosen herfällt,
sowie des Leibes Schutzdach fällt.

*

Weltanschauung?
Erst mußt du klar sein, dann siehst du die Welt klar.
Von Gott aus glättet du die Welt so ruhig, so schlicht,
so ganz wie die Sonne die Dunkelheiten der Erde
entfaltet.

*

Warum ist die Mystik noch nicht da, warum ist die
Gottesempfindung noch verfemt in ihrem eignen Hause?
Der Freigeist, ist er einmal aus der Kirche herausgestürzt,
meidet sie, bleibt ihr fern.

*

Die Kirche aber scheut sich, aus der Reihe ihrer
Vorgänger herauszutreten und empfängt so nur den
letzten Abglanz Gottes.

Das Gesetz keimt durch die Gebote.

*

Katechismus! Eine gelehrte Religion ist an sich verdächtig.

*

Die Religion stört Gott; stört ihn, so lange sie nicht Kunstwerk, höchstens Menschsein geworden ist.

*

Gott, die warmen Quellen des Lebens, laß sie dein Rinn-
sal erwärmen, und tränken die Völker der Sterne.

*

Jedes Quentchen Kraft ist auch ein Quentchen Welt
mehr.

*

Die Regung unseres Geistes ist Weltgesetzt, das wird
Sittengesetz.

*

Der Teufel wird Wirklichkeit in mir durch den leisesten
Hauch eines niedrigen Gedankens. Ja, Worte kann ich
mit ihm sprechen.

*

Gott sucht Welt, Gespielen.

*

Was für eine starke Natur muß Gott haben, dass er die
Geister aller Welten ertragen kann, die von ihm zehren.

Religion ist Jubel, Leidenschaft, die Löcher in unser Wesen reißt, dass wir bald das Gewand der Höhe ertragen können, das sonst, ein Nessusgewand, dem Unfertigen die Haut vom Leibe reißt, in der schmerzlichen Flamme des Giftes.

*

Tierseele, Pflanzenseele, Berufsseele, unserer Kindheit: der Urgrund ist gemeinsam, schweigsames Schauen. Denn selbst wenn so ein Stand, der des Fischers etwa, des Bauern, seine Stimme fände, seinen Dichter, so würde diese Stimme immer einer Ausnahme angehören, einer Ausnahme, die eben dadurch, dass sie sich erhebt, nicht mehr Fischer ist noch Bauer, sondern Dichter. Auch diesen Stand kann er beobachten wie andere, hinzubeobachten zu dem Urgrund, der den Dichter macht, den Menschen. Weil Shakespeare so eine Weltseele war, wurde er eine Sammelseele, fast allem gerecht. Goethe ist Haushalter deutscher Bildung. Ein bewusster Hellene mit vorbildlicher Sorgfalt lebt er Menschentum, ein weltauffallendes Wesen.

*

Licht schon ist. Fest.

*

Was das Fest geschrieben, kann der Alltag nicht lesen.

*

Ich komme von den Sternen und bringe den Weiheduft der Unendlichkeit mit.

Eine Seite, wie's so ist.
Gottesfurcht ist Gotteslästerung.
Kinder und Tiere fürchten sich, die immer nur Einzelnes
sehn, in Bewegung finden.
Solange fürchtet man, wie dies und jenes herunterhängt:
Blitz, Hagelschlag, Krankheit, Tod.
Weiß ich nun: Ich stehe nicht unter dem Gesetze, son-
dern darin, bin selbst Gesetz, nichts trifft mich außer-
halb.
Und was da herumstreift und schweift, mich packen und
mir vorbeiziehen kann, das geht mich nichts an. Mir
kann das nichts anhaben; um so unverwüstlicher bin ich,
um so mehr ich also bin.
Da ist alles eines und fest.
Nur das Lose fürchtet man.
Das Gesetz: nun ist alles eines und fest.
Leben!
Nicht Leben haschen, es festhalten zu wollen wie Kna-
ben einen Schmetterling, wie Nietzsche etwa, dann lässt
es wie der Falter das Lied seiner Schwingen, den holden
Hauch seiner fliegenden Freiheit als Staub in deiner
Hand.
Liebe: zwei im Fliegen zu neuem Leben Geeinte.
Nein, alle Pulse geregt und dabei nur sich tun, was unser
ist.
Da erheben wir uns wie eine aus den Wassern steigende
Insel.
Ich fühle eine in meiner reinen Tat wachsende Kraft.
So rücke ich ein in die Welt.
Sich freimachen erst, dann sich in Bewegung setzen.
hat man mir aber einmal alles genommen, was mein
Eigens war, und dafür Fremdes eingesetzt, was anderen
beliebte, was nie bei mir anwachsen wird, was soll ich
damit, was soll ich das in Bewegung setzen?
Mögen die's doch tun, die's in mich hineingestopft
haben, als seien sie der Jäger und ich der Wolf, der die

Großmutter gefressen hat. Und nun – was rumpumpelt
in meinem Bauch? Und nun die Wackelsteine eingela-
den kriegt.
Ja und ein Wolf!
Und doch, Großmütter könnt' ich schon fressen und
Großväter dazu, dass es lichter ist und Welt ist vor
Urväterhausrat.

Ethica

Wir sollen sein? Göttliche Eigenschaften auf Mensch-
liches gesandt.

*

Der Mensch ist ein atmendes Gesetz.

*

Volle Kenntnis des Ganzen – nicht des Alls – erst die
schafft Menschen und aus den Menschen das neue
Paradies.

*

Der neue Adam!
Über mir nichts als Gottes freier Himmel. Und unter
mir die fruchtbar schöne Erde.
Wie schön ist es, Mensch zu sein – oder zu werden.

*

Kultur muß Natur haben.
Noch einmal werden wir Wilde. Wenn wir ganz reif
sind.

Jeder Lichtstrahl wird zurückgeworfen und nun sollte
eine Handlung draußen liegen bleiben?
Torheit! Sie kommt wieder bei uns an.

*

Es lebt der Mensch, so lang er irrt.

*

Die eigenen Früchte machen uns stark.

*

Einsiedlernaturen sind oft putzig. Wie sie erwägen: sollen sie ausgehen oder nicht. Das ist nicht Abneigung gegen den oder jenen. Das ist Feindschaft gegen die Gesellschaft. Gegen den Begriff. Woher das kommt?
Innerer Reichtum, verspäteter Trotz: etwas sicher, das Eigentliche oder bleibt verborgen.

*

Die Reaktion des Weltgeistes: die Weltpräger, die Napoleons des Geistes, ja eigentlich noch mehr: Napoleon war nur ein Eroberer und reicht ein Leben nicht dazu hin, so müssen es mehrere sein. Shakespeare ist noch einsam, zu Goethe findet sich Schiller. Auch beim Triumvirate wird's nicht bewenden.

*

Natur, bist du klein: ein Regenschauer von gestern ist nicht im heitern Heute anzuspüren. Ich habe alle Wetter noch in mir und die äugelnde Sonne höhnt meine suchenden Geistesqualen.
Ich muß mich verkriechen wie ein verwundetes Tier, weil ich mir selbst nicht genüge und alles so lächerlich zerstreut ist.

Das bunte Herbstlaub!
Es dichtet wohl?
Aufgespeicherte Sonne.
Darunter Stimmenrausch des Abschieds.

*

Duft und Farbe küssten sich, und es ward die Blume.
Die Farben umarmten sich, da stand der Regenbogen.
Regen:
Ist das hienieden ein Jammertal! Auch der Himmel
weint, wenn er auf die Erde kommt.

*

Der höchste Genuß Pflicht. Menschen, bei denen
Genuß und Pflicht eins ist, kann die Sitte geruhig aus
der Hand geben.

*

Entsagen: Wollust des Demanten.

*

Gewitter:
Ein zürnender Pharisäer, der sein Gewand zerreißt.
Himmel, bist du abgeschmackt!

*

Liebe ist Luxus; so muß der Mann im Zeichen des Luxus
stehen, eh bevor er freit.

*

Welt: Eine Dichtung in Taten.

*

Es ist nicht alles Talmi, was glänzt.

Blutauffrischung:

Was neu werden will, muß das Alte aufsuchen. Wen es
aber nach Alter verlangt, dafür ist das Neueste da. Ge-
genbefruchtung.

*

Alles einmal in der Welt seh'n: Rausch, voll Arbeit.

*

Wie Mann und Weib, so suchen die lebenskräftigen
Meinungen einander – und fliehen sich suchend.
Sonst sind sie tote Begriffe.

*

Quod licet Jovi – non licet bovi.

Da irrten die Heiden: Die Leidenschaften, je
ausgelassener sie sind, so besser sind sie zum Bewältigen
da, nicht zum Üben.

So machst du's ja auch mit den Hengsten, Tscherkesse.
Wie wirfst du sie!

*

Reue: Ich lasse mich fliehen, um mich zu haschen. So
darf man sich spielen. Man gibt sich selbst was vor.

*

Ist nicht die letzte Qual die größte Freude. Wenn
Einsame gehen, wird eine neue Welt erstehen.

*

Du willst Freude? dann steige in die Qual.
Du willst Qual, so steige in die Freude.

Es gibt Tage, die möchte man umarmen wie einen
Menschen.
Den Menschen, wie man ihn möchte.

*

Mache Dein Blut licht von allen Freuden:
Es soll kranken Jahrhunderten Gesundheit leuchten.

*

Woher der Zeiten Schrei und Not?
Vergnügen schlug die Freude tot.

*

Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen.
Wer nicht arbeitet, soll speisen.
Wer aber gar nichts tut, der darf tafeln.

*

Heute wie zu allen Zeiten?
Oben schwammen auf die Zweiten.

*

Das Leben ist ein Gewebe. Nimm etwas hinweg, und es
ist kein Halt mehr. Es ribbelt sich auf bis zu Ende.

*

Ich glaube, man ist besser daran in fremden Händen als
in eigenen.

*

Hohe Schmerzen entfremden nur und flößen der Menge
Haß ein.
Daher auch der Haß gegen die »Pfaffen«.

Vox populi – das wollen wir Gott denn doch nicht antun.

*

Alles hat seine Chemie. Der Pöbel bestellt Champagner, es knallt der Kork, und der Pöbel säuft – Schnaps.

*

Warum die Philister so sind? Ja, ließe sich das verstehen, wären sie nicht Philister.

*

Der Schweiß ist die Träne der Arbeit.

*

Hohe bitte ich, Niedere flehe ich an. Das Heftigste nimmt nach unten zu.

*

Zu dir willst du?
Da wohnt die Qual. Nur die Qual.
Bleibe draußen! – Spiele lieber!

*

Selbstgefühl, ja – und das nennt ihr gehoben? Das sich verkriechen möchte: Sieht es doch Abstände!

*

Wollt ihr, dass das Gute über das Böse herrsche, so stellt es üppiger dar.

*

Laster sind die schlechten Reime, Formen ohne Geist, vertrocknete Symbole sind Schulmeistereien, steife Wanderungen, Mystik gestaltungslose Anwandlungen.

Und alles das flößt Abscheu ein.

*

Es kommt eine Zeit, da man nur noch lächelnd Krieg führt.

Krieg ist Jugendbalgerei der Völker, versprechendes Kraftzeichen.

Dann aber muß es aufhören, sonst heißt man Rüpel.

*

Die ausbündigsten Timons sind nicht die Großen, die Leben gewordenen Shakespeares.

Die haben doch Weisheit, Güte, Ausnahmen.

Viel schlimmer sind die Timone, die jeder stehen lässt, und die darum sich im vollen Rechte glauben: die Beschränkten und darum unbeschränkt Dünkelvollen.

Ganz Starke gibt es, die ihren eigenen Ausbruch vorhersehen. Und das ist gut, der kommt nicht über sie. Den wollen sie an solcher Stelle, wo er nur über Unkraut geht.

Sie sind ein bewusster Vulkan.

*

Selig sind die Rücksichtslosen, denn sie werden das Erdreich besitzen.

*

Wovon hat die Freiheit diesen Duft, diese köstliche Frische? Vom Mannesodem.

*

Der wahre Mann ist doch etwas Schönes, habt ihr schon so einen recht innig freundlichen Morgen in seiner blauen Kraft gesehen, wenn vorher Gewitter gewesen?

Auch schwarze Augen sind dann blau.

Ob das Weib schön ist? Ich weiß es nicht. Mancher Mann findet das. Dann verachtet er es und ergibt sich dafür dem Trunk, oder was noch schlimmer ist und von verhärteter Bosheit zeugt, dem Cellospiel. So rächt sich der Unselige an der Menschheit.

*

Das Weib ist Sonntag, der Mann Alltag.

Ecce poeta!

Schauen beim Dichter ist Lieben.

*

Echte Dichtung hat etwas Gewordenes, etwas Daseiendes; jedes ihrer Gebilde fühlt sich fest, fühlt sich gegenständig an aus den Worten.

*

Der Dichter ist der Merlin, verloren in die Natur, sie zu enträtseln. Da gibt's keine Weißdornhecke, die ihn schirmt.

Der Himmel hat keinen Tau für ihn.

*

Er ist auch ein Stück Christus. Der johlende Pöbel und das kollegiale Grinsen geleiten ihn und drücken die Dornen tiefer in die schmerzliche Einsamkeit seines edlen Hauptes, der das schwere Kreuz des Geistes auf seinen Schultern nach Calvaria trägt, dem Berge der Vergessenheit.

Seit ich Musik höre, weiß ich, dass ich unsterblich bin.
Wie so?
Musik ist die Sprache der Seele.
Und die wird man nie müde.

*

Meine ganze Schönheit möchte ich enthüllen, aber
verstehst ihr die Schaumblüte des Lebens?
Was sich von der Welt in uns verliebt, das wird Schön-
heit.

*

Ich bin, also ist Schönheit.

*

Eine Empfindung, die zu Gedanken, ein Gedanke, der
zur Empfindung gerinnt: ein weises Gedicht.

*

Nimm alle großen Werke, sie führen die Sprache des
Schweigens, des Werdens. Schweigend sind sie geron-
nen, schweigend gestaltet. Es ist wie beim Heben eines
Schatzes. Ein Wort daneben, und rasselnd sinkt er zur
kaum entstiegten Tiefe.

*

Ist nicht Rede-Kunst höher als Dichtung, wirksamer?
Die alten Unterscheidungen im ganzen und einzelnen,
sind überhaupt gefallen.
Wenn etwas nur hinreißt!

*

Was ist der Dichter! Ein immer sprossendes, furchtbares,
rastlos lebendes Hirn.

Meistens denkt das Gemüt.
Und das ist gut so.

*

Alle Lebenswecker, Dichter, sind keusch.

*

So lasst ihn, den Dichter doch in Gottes Namen empfindungswichtiges tun! Das hat er doch wohl verdient, das zum mindesten!

*

Der Künstler: ist doch eine lebende Hölle, worin niemand ist als der Mensch dann. Eine ewige, unentrinnbare Hölle und nun geht hin und feiert Dichter.

*

Ich leide Dichtung.

*

Es fällt kein Meister vom Himmel, wohl aber ein Himmel vom Meister.

*

Ein neues eigenes Herz fühlen die Dinge in sich pochen, da stoßen sie sich einander an: »Du wir haben wieder einen Dichter.«

*

Echte Dichter kennen nur eine Leidenschaft: die des Wortes. Wie die Weiber. Aber anders. Ganz anders.

*

Dichten, wie ich's verstehe, heißt nicht schöne Worte, heißt schönes Leben machen.

Dichtung – in aller Kunst – verklärender Raub, hinrei-
ßende Liebe des Geistes.
Blühende Gewalttat.
Lied: Eine tödliche Innigkeit. Nachtigall, die vor Seele
stirbt.
Lied: so Ungeheures an Seele. Wie unterfang' ich mich,
darnach noch zu leben?
Alle Liebesgewalt der Welt, das muß ja diesen kleinen
grauen Körper sprengen? Sangesheld!
So stirbst Du vor Gott: Empedokles!

*

Das Schicksal sieht seinem Stiergefecht zu: Dichter und
Ochs.
Es gibt die Tresorscheine unseres Geistes den Winden
wie der Herbst seine Blätter und mästet inbrünstig wie
eine alte Jungfer ihren Mops: unsere Mängel.

*

Dichter: von seinem Mangel essen die Völker; von
seinen Qualen, seinem Verenden nehmen die Menschen
nachmals den höchsten Rausch ihrer Seele.
Auch so eine Art geistiger Bluttausch für den Pöbel, das
Dichterelend:
Sieg der göttlichen Weltordnung!

*

Unschuldige Tyrannen. Sich leidende. Das sind die
Dichter.

*

Der Dichter ist das Erzeugnis und der Gegner seiner Zeit
im Sinne der Zukunft.

Mahnung
Meer laß dein Schäumen sein,
Treib Mühlen, tu was,
Dichter, laß das Träumen sein,
Dein reimendes Fühlen, tu was!

*

Kleopatra, in deren schwarzen Augen der Stern starr
blieb, deren Liebestum etwas Bedauerndes, weil Wissen-
des hatte, Semiramis mit ihren brausenden Lüsten, hoch-
gehendem Busen und schwarzem Schlangengewölk, flie-
gendem Haar, mörderisch wütete ihr glühroter Mund,
unbarmherzig presste ihr weißer Arm das Opfer der
Nacht! Befreien wollte ich mich von dieser dumpfen
Enge. Und kam zu euch.

*

Die Form kann nicht den Inhalt geben. Wohl aber kann
und muß der Inhalt die Form aufheben.

*

Die Sprache ist der Frühling des Geistes:
Grün ist die Zunge des Maien.

*

Gelehrter, Bedienter – wie das schon passiv klingt!

*

Der Humor ist der Modelleur der Welt.

*

Witz: Es gibt davon auch eine rohe Form. Die ist
philosophisch, ein Jucken des Geistes.

Ein echter Dichter haßt nichts so sehr wie das Poetische.

*

Dichter, bist du ein Pedant! Welches Gewitter registriert seine Blitze!

*

Große Zeiten, große Menschen, ohne eine gewisse Dummheit ist das nicht möglich; auch das Leben sieht sich an wie eine einzige große Dummheit. Doch ich gebe sie nicht her für alle Kritik, für alle unfruchtbare Geseitheit, für alle Scheidewasser der Welt.

*

Sonderbare Zeit, auf der einen Seite Aphorismenschwere, hinter allerlei äußerlichen, darum unorganischen Titeln: Nietzsche, Multatuli.

Ein anderer Flügel sorgsam nüchtern, elend genau, aber wahr. Und auf besseres Leben harrend, ein besseres. Denn die ganz ändern, so wissen sie, die so, die Mitleid mit der Welt haben, zieht das Abstoßende an.

*

Poetische Blätter sind Tatterfalls für die Sonntagsreiter ihres Pegasus, des lammfrommen Mietsgaules der Lyrik verfertigen Konfektionsbranche.

*

Nicht jedes Verbrechen in Marmor ist ein Standbild.

*

Standbilder kranken erst an ihrem Helden und dann am Künstler.

Philistermoral
Dichter am Morgen, Kummer und Sorgen. Dichter am
Abend, erquickend und labend.

*

Der satte Philister läßt sich vom deutschen Idealismus
was vorhungern. Was ginge darüber?

*

Das Schaufenster
Das zeigt dir, woran es liegt. Hast du vor dir so ein Stück
Pöbel, das gar nicht fertig werden kann mit Lesen und
das merkt, daß du darauf wartest, dann geht ein Puff
Schwerfälligkeit und noch einmal recht stehen bleiben,
von ihm aus. Das ist Konservatismus, überall merken sie,
dass du weiter willst und darum bleiben sie erst recht
stehen.

*

Damit müssen wir kämpfen, und darum scheiden wir
aus.

*

Der Gefeierte
Daß mir nirgends Ruhe quillt,
Schaft, mach mir mein Grab nicht wild,
Denkmalschänderei weit und breit,
Hier habt ihr Gelegenheit.
Schlagt entzwei das dumme Bild,
Fort mit dem Reklameschild.

Auf folgende Texte bzw. Textgruppen musste aus Platzgründen verzichtet werden: *In Gottes Küche*, *Dichternoten*, *Die Beiden*, *Deutsche Dichter der Gegenwart*, *Gottfried Keller*, *Emil Zola*, *Meister Conrad*, *Detlev von Liliencron*, *John Henry Mackay*, *Otto Julius Bierbaum*, *Johannes Schlaf*, *Sacher-Masoch*, *Wilhelm Raabe*, *Franz Evers*, *Bruno Wille*, *Otto Erich Hartleben*, *Else Lasker-Schüler*, *Enzyklopädie der Kleinigkeiten*, *Büchlein der Narrheit*.

Nachwort

I

Unordnung, die hier nicht beleidigt,
sondern zur Sache gehört...

Wie heilig ist uns der Wille des Autors?

Diese Frage ist bei der Zusammenstellung eines Lesebuchs über Peter Hille von zentraler Bedeutung. In der Vergangenheit gab es bereits mehrere Hille-Auswahlbände. Diese weichen stark voneinander ab, vermitteln ein jeweils anderes Hille-Bild. Man mag dies den Herausgebern zugestehen. Andererseits muss die Frage erlaubt sein, ob jede dieser *Best-of*-Kompilationen dem Andenken Hilles gerecht wird. Darf eine Textzusammenstellung, wie sie von Hille selbst bzw. den Brüdern Julius und Heinrich Hart vorgenommen wurde, einfach ignoriert werden? Bei vielen Nachlass-Editionen drängt sich der Eindruck auf, dass das Charakteristische der Dichtung Hilles eher zurückgedrängt als objektiviert wird.

Ihr Material bezogen die jeweiligen Anthologisten in der Hauptsache aus den ersten Werkausgaben, die 1904/1905, bald nach dem Tod Hilles, und 1916 jeweils von den Brüdern Hart herausgegeben wurden. Wie selbstverständlich wurden (und werden weiterhin) sämtliche Ausgaben mit der Lyrik Hilles eröffnet. Das entsprach voll und ganz dem Autorwillen.

Die entsprechende Lyrik-Werkgruppe firmiert unter dem Titel *Blätter vom fünfzigjährigen Baum*. Der Titel stammt noch von Hille, der eine entsprechende Sammlung zu seinem 50. Geburtstag herausgeben wollte, was jedoch durch seinen Tod vereitelt wurde. Möglicher-

weise geht auch die Anordnung der Gedichte noch auf ihn selbst zurück. Genau weiß man dies allerdings nicht. Martin M. Langner, der sich eingehend mit Hille-Editionen befasst hat, schreibt hierzu:

Wiederholt findet sich in Erinnerungen von Freunden Hilles der Hinweis, der Autor habe sich in den letzten Monaten seines Lebens mit der Vorbereitung zu einer Ausgabe seiner Werke beschäftigt und dafür Texte zusammengestellt. Völlig unbekannt ist jedoch, wie weit Hille mit der Anordnung seiner Texte und Gedichte gelangt war. Dadurch lässt sich nicht ermitteln, auf welche Vorarbeiten die Harts und ihre Mitsstreiter zurückgreifen konnten oder inwieweit die Anordnung der Texte in der ersten Ausgabe vollständig auf sie zurückgeht. (*Zu den Textausgaben von Peter Hille*. In: *Editio. Internationales Jahrbuch für Editionswissenschaft*. Hg. v. B. Plachta und W. Woesler. 16/2002, S. 160)

Selbst wenn Hille nicht bis zuletzt an der Edition mitgearbeitet hat, muss unserer Meinung nach die Anordnung in den *Gesammelten Werken* 1904/05 als verbindlich angesehen werden. Sollte sie nicht auf Hille selbst zurückgehen, so wurde sie von den Brüdern Hart verantwortet. Beide standen dem Autor persönlich nahe und – das ist entscheidender – verfügten über hohen literarischen und editorischen Sachverstand. Sie fungierten gewissermaßen als Hilles »Nachlassverwalter«. Ihre Textgestaltung offenbart weder manipulative noch ideologische Absichten. Es ist kaum anzunehmen, dass die Harts eine Auswahl vornahmen, die nicht im Sinne Hilles gewesen wäre. Dass sie bei der Zweitaufgabe die Reihenfolge der Texte unangetastet ließen, deutet ebenfalls darauf hin, dass sie dem Autorwillen gefolgt sind.

Bei den *Gesammelten Werken* 1916 ließen die Harts sich dann jedoch von anderen Gesichtspunkten leiten. Zum einen lösten sie die ursprüngliche Einheit von Lyrik und Prosa auf und separierten beide Gattungen. Die Veranlassung hierfür mochte gewesen sein, dass seit den *Ge-*

sammelten Werken 1904/1905 zahlreiche neue Texte Hilles bekannt geworden waren. Wie sollte mit diesen Texten verfahren werden? Hatte Hille (vorausgesetzt, er war bei dieser Ausgabe beteiligt) die Texte bewusst aussortiert? Oder hatte er sie schlichtweg vergessen? Dies scheint bei seiner unsystematischen Arbeitsweise durchaus möglich zu sein; einige der Gedichte hatte er zuvor in Zeitungen und Zeitschriften veröffentlicht. Texte wie *An die Poesie*, *An die Hoffnung* oder *Ode an die Zeit*, die bei den *Gesammelten Werken* 1916 an zentrale Stelle rücken (sie eröffnen den Band), dürfte Hille kaum aus qualitativen Gründen ausgeschieden haben. Es ist von daher verständlich, dass die Harts später bekannt gewordene Texte bei den *Gesammelten Werken* 1916 berücksichtigten. Dass sie bei der Zweitaufgabe die Reihenfolge der Texte unangetastet ließen, deutet darauf hin, dass sie auch weiterhin bestrebt waren, dem Autorwillen Hilles zu folgen.

Mit ihrer Entscheidung, die genannten programmatischen Texte an den Anfang zu stellen (die Mehrzahl der übrigen Texte werden am Schluss angefügt), nahmen sie jedoch eine deutliche Akzentverschiebung vor. Diese wird im Falle der vorliegenden Anthologie nicht nachvollzogen. Wie in den *Gesammelten Werke* 1904/1905 wird sie mit dem zweifelsohne »naiveren« impressionistischen Gedicht *Das Vergissmeinnicht* eröffnet. Die Nachtragsgedichte werden nunmehr im Anhang unter *Von den »Gesammelten Werken« 1916 bis zu den »Gesammelten Werken 1984* rubriziert. Hierdurch soll der authentische Charakter des Erstdrucks gewahrt werden.

II

Hille ging bekanntlich sehr sorglos mit seinen Manuskripten um, die er, wie überliefert wird, bei seinen Wanderungen durch Europa in Seesäcken mit sich herumgeschleppt haben soll. Eine Vielzahl seiner Texte entstand spontan, aus dem Moment heraus. Es liegen kaum Reinschriften vor, dafür aber umso mehr fast unleserliche Handschriften, die vom Autor immer wieder korrigiert wurden – er selbst sprach vom »Kampf mit meiner Schrift«. Auch auf eine sorgfältige Korrektur von Druckfahnen legte Hille keinen Wert.

Viele Texte Hilles (u. a. aus dem Besitz Erich Mühsams) waren bei den *Gesammelten Werken* 1904/1905 noch zurückgehalten worden. Nachlassteile der Harts gingen später an die Universität Königsberg, wo sie der Verschollenheit anheim fielen. Der Splitternachlass Erich Mühsams wurde von der Gestapo vernichtet, die Sammlungen von Wilhelm Herzog und Else Lasker-Schüler sind ebenfalls verschollen. Ein Teilnachlass der Brüder Hart wurde durch den Brand einer Druckerei vernichtet, so dass die Textgestalt der Erstdrucke nur noch in wenigen Fällen überprüfbar ist (erfreulicherweise waren die Harts versierte Editoren, so dass diesbezüglich nicht das Schlimmste befürchtet werden muss).

In der Folgezeit wurden weitere Gedichte durch Zeitungsdrucke oder durch (Buch-)Veröffentlichungen von Hille-Forschern bekannt. Hier stellt sich erneut die Frage, ob diese Texte von Hille bei der Zusammenstellung der *Blätter vom fünfzigjährigen Baum* absichtlich nicht berücksichtigt worden sind. Auch hier gehen mehrere Ergänzungen auf Zeitungsdrucke zu seinen Lebzeiten zurück. (Insgesamt stellen jedoch nur wenige der im Laufe der Jahrzehnte nachträglich bekannt gewordenen Gedichte einen wirklichen Gewinn dar.)

Spätere Herausgeber fügten diese Texte ohne Bedenken dem Textkorpus hinzu. Gravierender erscheint jedoch,

dass sie die verworrene Überlieferungslage zum Anlass nahmen, die Anordnung Hilles bzw. der Harts gänzlich aufzulösen. So wurden Texte Hilles in späteren Anthologien munter vermischt bzw. in eine von den neuen Herausgebern erdachte thematische Ordnung gebracht. Dies unterstellt Hille bzw. den Harts, sie hätten keine relevante Anordnung getroffen bzw. wären, noch weiter zugespitzt, literarisch dazu nicht in der Lage gewesen. Die Herausgeber machten sich selbst zu den »besseren« Dichtern.

Mehr noch: Sie gaben durch ihre Textanordnungen eine bestimmte »Lesart« der Hille-Texte vor und suggerierten dadurch eine bestimmte Interpretation. Erich Naused etwa behält bei seiner Auswahlgabe aus dem Jahre 1948 zwar die Anordnung der *Gesammelten Werke* 1916 bei, beschränkt sich aber ganz auf die impressionistischen Gedichte. Er legitimiert dies mit den Worten: »Freilich von all der Fülle, kritisch wägend betrachtet, bleibt nicht sehr viel mehr, als was in unserem Heft versammelt ist.« Das waren ganze 15 Seiten Lyrik. Gedichte wie *Prometheus*, *Hymnus an die Dummheit* oder ein zentraler Text wie *An die Poesie* wurden nicht berücksichtigt.

Rüdiger Bernhard folgte bei seiner Anthologie *Ich bin, also ist Schönheit* (1979, ²1981, ³1989) ebenfalls weitgehend der Reihenfolge der *Gesammelten Werke*, stellte allerdings *Prometheus* voran. Das von den Harts als zentral erachtete Gedicht *An die Hoffnung* blieb unberücksichtigt. Eine Eröffnung der Sammlung mit *Das Vergissmeinnicht* wie in den *Gesammelten Werken* 1904/1905 kam für den Herausgeber erst recht nicht in Frage. Das Gedicht fehlt in seiner Sammlung ganz. Unverkennbar nahmen hier gesellschaftspolitische Umstände Einfluss – in der früheren DDR wurde Hille vor allem als radikaler Individualist wieder- bzw. neu entdeckt.

Das Reclam-Heftchen von Fritz Droop aus dem Jahre 1909 (*Aus dem Heiligtum der Schönheit*) und die Antho-

logien von Alois Vogedes/Hans Dieter Schwarze (*Ausgewählte Dichtungen*) und Jürgen P. Wallmann (*Ein Spielzeug strenger Himmel*) erschaffen eine gänzlich neue Textanordnung. Vogedes/Schwarze beginnen als einzige mit Zeugnissen zur Wirkungsgeschichte Hilles (aus *Else Lasker-Schülers »Peter-Hille-Buch«*) – was nicht unoriginell ist, aber wiederum eine andere Leserichtung vorgibt. Am weitesten bei der Neusortierung der Texte ging Friedrich Kienecker. Sowohl bei *Peter Hille – Ein Leben unterwegs* (1979) als auch bei den von ihm herausgegebenen sechsbändigen *Gesammelten Werken* 1984-1986 stellt er die religiösen und pädagogischen Texte voran. Das große Verdienst dieser Ausgabe besteht darin, dass erstmals das Textmaterial in möglichster Vollständigkeit präsentiert wird und durch Entzifferungsarbeiten weitere Ergänzungen erfuhr.

Man mag den Herausgebern ihre Freiheiten zugestehen und auch Verständnis dafür aufbringen, dass sie Sachzwängen (begrenzte Seitenumfänge etc.) folgend ggf. eine strenge Textauswahl vornehmen. Problematisch erscheint dieses Verfahren jedoch, wenn sich größere interpretatorische Differenzen zu den *Blättern vom fünfzigjährigen Baum* auftun. Die dortige Textanordnung ist in sich stimmig. Sie entspricht sogar einem Charakteristikum Hillescher Dichtung. Die locker gefügte, eher unverbindliche Textanordnung hinterlässt einen lebendigen, abwechslungsreichen und dadurch nicht zuletzt poetisch-literarischen Eindruck. Eine solche Gestaltung steht Hille näher als jeglicher Schematismus. Eben dieses, das für Hille typische – und zweifelsohne spannende – Prinzip, Disparates intuitiv zusammenzufügen, hat schon Julius Hart im Vorwort der *Gesammelten Werke* 1916 besonders hervorgehoben. Er spricht darin von der »besonderen Sprache« Hilles, die »nach eigenartigen Gesetzen sich bewegt, welche vom Leser erst noch gefunden sein wollen«. Hilles

Kunst wandelt wie im Traume unter den Dingen und Erscheinungen einher. Sie verknüpft und entwickelt nicht viel, sie erklärt zu wenig und organisiert nicht, faßt nicht willenskräftig zusammen. Sie blickt fast nur in sich und sieht kaum um sich. Ein Bild taucht auf und verschwindet wieder; ein anderes verdrängt es, und die Vorstellungen kommen oft und gehen, wie Traumschatten und Gespenster, für die es keine Türen und Wände gibt. Der Strom der Phantasie fließt nicht in geordnetem Bett, noch in geraden Kanälen und widerstrebt allem Le Nôtre-Katholizismus. Jäh bricht das Gedicht wohl ab und ohne Anfang erscheint es. Aber in diesem oft chaotischen Wogen ist es uns oft, als stünden wir dem unmittelbar schöpferischen Leben am nächsten und fühlen uns von seinem Hauch am mächtigsten berührt.

Verbieten solche Äußerungen nicht geradezu eine thematische Textanordnung? In der Konsequenz kann dies nur heißen, dass die Ausgabe der Gedichte auf die Anordnung der frühesten Werkausgaben rekurriert und spätere »Nachträge« in den Anhang verweist. Eben jenes Prinzip wird mit dem vorliegenden Lesebuch verfolgt. Hierzu noch ein weiteres Zeugnis: Am 4. Januar 1904 schreibt Richard Dehmel an Johannes Meyer, der eine Anthologie zeitgenössischer Dichter plante, dass eine Rubrizierung nach »Gedichten, Dramen und Romanen oder Novellen nicht glücklich« sei. Diese entspräche weder dem Naturell der Autoren noch dem Wesen der neueren Literatur:

wie wollen Sie da die mannigfachen »Zwischengattungen« unterbringen, die grade für die neuere Dichtung besonders bezeichnend sind! Schon eine Einteilung in Vers und Prosa würde mit dem Hackebeil durchführbar sein. Denn erstens müßten Sie dann das ganze Genre der rhythmischen Skizze, das zwischen Vers und Prosa schwebt und doch entzückende Spezialitäten bietet, unter den Tisch fallen lassen. Und vor allem zweitens: die Dichter, die nicht Spezialisten sind, würden zu kurz kommen. Ein Liliencron z. B. muß doch unter allen Umständen auch als Prosaist (ich empfehle für

Ihren Zweck »Die vergessene Hortensie«) vorgeführt werden; es hieße aber den Eindruck der schöpferischen Eigenart zerstückeln, wenn zwischen seine Verse und seine Prosa alles mögliche Andere eingekeilt würde. Das ist doch wohl die Hauptsache bei einer solchen Auslese: ein möglichst geschlossenes Charakterbild der wirklich produktiven Naturen zu geben. Nicht ob einer das lyrische oder epische oder dramatische Handwerk mehr oder weniger erfolgreich betreibt, ist doch das schöpferisch Wertvolle, sondern ob er ein Dichter und Künstler ist, der das Menschenleben mit neuen Gefühlen und die Sprache der Menschen mit neuem Geist be-seelt. Die bloße Kunstfertigkeit, die meist nur aus zweiter und dritter Hand »schöpft«, die läßt sich allenfalls klassifizieren; aber gerade die ursprüngliche Begabung sucht die Grenzen der »Gattungen« auszudehnen, und wenn die Begabung umfassend ist, dann treibt sie allmählich auf allen Gebieten diese Eroberungspolitik.

Hille: *Gesammelte Werke*, Bd. 6, S. 188 f.

III

Die Hille-Lebensbilder der Brüder Hart – Julius Harts biografische Einführungen in die *Gesammelten Werke* 1904/1905 und 1916 sowie Heinrich Harts Hille-Porträt in *Die Dichtung* (2 Folgen 1904; Nachdruck in den *Hille-Blättern*. Nienheim 1992, S. 68-81) – bedienen sich zwar eines gefühlsbetonten Vokabulars, einer teils pathetischen Rhetorik und lassen auch dem Anekdotischen Raum, vermitteln aber dennoch ein erfreulich säkularisiertes und aufgeklärtes Hille-Bild. Es wird nicht suggeriert, wie man Hille zu lesen habe, er wird nicht als der Mystiker oder als der Weltverbesserer hingestellt. Die Hartschen Lebensbilder sind geradezu postmodern, weil sie dem Leser eigene Interpretationsspielräume einräumen, ja geradezu offerieren. In einem solchen Kontext erlangen Hilles Werke den Status von »offenen Kunstwerken«.

Besonders herausgestellt wird von den Harts der Einzelgängerstatus des Menschen und Dichters Peter Hille. Aber es folgt hieraus keine Stilisierung oder gar »Heiligsprechung« Hilles wie bei vielen späteren Interpreten. Im Gegenteil. Die Schwächen der Hilleschen Dichtung, ihre gelegentliche Willfährigkeit und der Mangel an stringenter Komposition, werden nicht unterschlagen. Sie seien vielmehr konstituierende Merkmale einer rhapsodischen Textproduktion, die in vielen Fällen der Gunst des Augenblicks folgte. Noch über 70 Jahre später schließt sich Renate von Heydebrand dieser Argumentation an. Hilles Texte seien

konsequente Entsprechungen seiner Lebensweise: genial-aphoristische Eruptionen einer subjektiven Denk- und Erfahrungswelt, die weit enger mit der geistigen Welt der internationalen literarischen Sezession zusammenhängt als mit der Alltäglichkeit bürgerlicher Realität oder gar mit seiner Herkunft als Sohn eines Lehrers und späteren Rentmeisters in Erwitzen bei Bad Driburg.

Bei Hille erzwingt sich »das veränderte Dichtungsverständnis und Lebensgefühl auch eine eigene Sprache und eigene Formen, in spontaner und weitgehend unreflektierter Schaffenspraxis«. (Renate von Heydebrand: *Literatur in der Provinz Westfalen 1815-1945. Ein literarhistorischer Modellentwurf*. Münster 1983, S. 102)

IV

Die thematische Rubrizierung von Hille-Texten in Anthologien und Lesebüchern korrespondiert mit bestimmten Schwerpunkten der Hille-Wirkungsgeschichte. Im Vordergrund stehen dabei die Betonung religiöser Fragestellungen und Hilles Eingemeindung als Westfale. Gemeinsam ist diesen Untersuchungen der stete Rückbezug auf das Biografische. Hille wird zum Propheten, Apostel, Weltpilgrim, St. Petrus überhöht und die von ihm ge-

wählte Lebensform – sein Antimaterialismus, die Praxis eines kindlichen, gottbeseelten Lebens, in dem Kunst und Alltagswirklichkeit zu einer untrennbaren Einheit verschmolzen – angesichts einer globalisierten und »verrohten« Welt als vorbildlich, weil ursprünglich herausgestellt. Die Ergebnisse einer solchen Interpretation können nur tautologischer Natur sein und bewegen sich ganz im engen Zirkelschluss pädagogischer Gedankenführung. In solchem Fahrwasser konzentrierte sich die Hille-Forschung der letzten Jahrzehnte im Wesentlichen auf die Sammlung neuer Zeugnisse und Belege für die Glaubens- und Mystikerthese. Dabei wurden alternative Beschreibungen Hilles als »Literaturzigeuner«, »Vagant«, »Vagabund« oder »Erzbohemien« an die Seite gedrängt, weil sie sich nur schwer mit der »Reinheit« Hilles zu vertragen schienen.

Dies gilt auch für die regionale Sicht auf Hille. Er wurde als westfälischer Dichter reklamiert, obwohl er durch sein Weltenbummlertum geradezu das »Gegenbild« westfälischer Stetigkeit und Solidität« abgibt (von Heydebrand, S. 103). Erst im Spätwerk, vor allem im Roman *Die Hassenburg*, findet sich eine deutliche Rückbesinnung auf seine Erwitze Heimat und das Glück der Kindheit. Vielmehr aber trage, so Heydebrand, sein »anarchistischer Individualismus« »Spuren eines radikalen Bruchs mit dem Herkommen« (S. 103). Derartige Spuren der Moderne aber wurden in der Wirkungsgeschichte eher verdrängt:

Westfälische Literaturkritik – zur Zeit der Provinz – erkennt zwar die Originalität und spezifisch literarische Bedeutsamkeit des schmalen Werkes von Hille; da ihr aber die nicht mehr realistische oder klassizistische, dem Verständnis oft auch erhebliche Schwierigkeiten entgegengesetzende Gestaltungsweise befremdlich bleibt, hält sie sich, soweit sie ihr zuträglich sind, an die vertrauten und geschätzten Gehalte und reduziert das Werk darauf: auf die Kritik an der Sozial-

demokratie, den religiös-katholischen Hintergrund, die naturmystischen Vorstellungen und die heimatbezogenen Töne. (Ebd. S. 104)

Für Friedrich Kienecker verkörpert Hille gar die »hellen und dunklen Kräfte der westfälischen Landschaft« und die schweigsame Strenge des westfälischen Lebens (*Peter Hille – ein Leben unterwegs*, S. 12).

Die aktuelle Forschung hat sich von einer solchen biologistischen und ethnologischen Literaturbetrachtung verabschiedet und sich verstärkt der Frage nach der Modernität Hilles zugewandt. Hier ist vor allem Dieter Sudhoffs Studie *Die literarische Moderne und Westfalen. Betrachtung einer vernachlässigten Kulturlandschaft* (Bielefeld 2002; vgl. besonders S. 33-40) zu nennen. In der skizzierten »Offenheit« des Hilleschen Werkes werden hierfür ebenso Ansatzpunkte gefunden wie in seiner »Spontanästhetik«.

Im permanenten Schreiben verarbeitet er Erlebnisse und Erfahrungen aus seiner Vision; das Ergebnis dieses Schreibvorgangs, der einem »frommen Stammeln« gleicht, sind dann, vor allem in der Lyrik, Texte, die mit ihrer Rhythmik, mit gehäuften Ellipsen und Neologismen in der Tat expressionistischen Texten durchaus ähnlich sind (Michael Vogt: *Peter Hille. In: Literatur von nebenan. 1900-1945. 60 Portraits von Autoren aus dem Gebiet des heutigen Nordrhein-Westfalen*. Bielefeld 1995, S. 162).

Hilles radikaler Subjektivismus hat auch im Roman Spuren hinterlassen. Mit Blick auf *Die Sozialisten* (1886) schreibt von Heydebrand:

Während jene noch den Traum vom Dichter als nationalem Führer träumen und einen neuen, authentischen Realismus anstreben, während die »Fortschrittlichsten« unter ihnen sich an das naturalistische Experiment akribischer Oberflächenschilderung sozialen Elends und gesellschaftlicher Konflikte machen [...], spielt er schon den anarchischen Individualismus des Künstlers als des eigentlich humanen Men-

schen gegen das Ideal sozialer Gerechtigkeit aus, die zu ungeistiger Gleichmacherei führe. Und mit dem Mangel an Komposition, dem Verzicht auf klare Handlungsführung zugunsten einer Mischung von prägnanten Natur-, Menschen- und Gesellschaftsschilderungen mit weltanschaulichen Diskussionen und Reflexionen, aphoristischen Gedankensplittern und Eindrücken aller Art, mit dem Stil, der jede geordnete Syntax hinter sich läßt, sprengt Hille die realistische Romanform auf eine Weise, die Vorläufer nur in der Frühromantik hat und auf den Expressionismus vorausweist. Fluchtpunkt für alle divergierenden Momente des Werks ist allein das schreibende Subjekt.

Was Hille seinen Zeitgenossen gegenüber auszeichnet, ist sein authentischer (nicht künstlicher, geschweige denn gekünstelter) Impressionismus.

Peter Hille hat wie kaum ein anderer mit dem Postulat der Zeit: Literatur und Leben zu vereinen, Ernst gemacht. Er wählte eine extreme und existentielle Lebensform, die sich bis in die Mikrostruktur seiner Texte fortsetzt. Auf diese Weise nahm er, wie Dieter Sudhoff dargestellt hat, die literarische Moderne nicht theoretisch, sondern intuitiv vorweg (a. a. O., S. 34). Die vom Autor als Grundvoraussetzung seines Schreibens nahezu erzwungene kindliche Naivität (um den Preis einer Negation widriger Zeitumstände) weist ihn als eine singuläre und überaus interessante Erscheinung der deutschen Literaturgeschichte aus.

Das vorliegende Lesebuch möchte dazu anregen, Hilles Texte – fern jeder Vorkategorisierung oder Instrumentalisierung – als Texte wahrzunehmen. Als Momentaufnahmen im dichterischen Schaffen eines Autors, der zeitlebens um die Gültigkeit des sprachlichen Ausdrucks rang und diesen im oft flüchtigen Sprachbild manifest werden ließ – und als Entwürfe eines atomisierten Ich, das von sich sagte: »Programm habe ich keins, die Welt hat auch keins.«

Lebensabriss in Stichworten

Peter Hille wurde am 11. September 1854 in Erwitzen bei Nieheim als Sohn eines Lehrers geboren. 1858 zog die Familie nach Noerde bei Warburg, wohin der Vater versetzt worden war. Seit 1860 war dieser Rentmeister eines Gutshofes in Holzhausen, wo Hille die Grundschule besuchte. 1864 wurde er Schüler der *Selecta* in Nieheim, einer privaten Lehrereinrichtung zur Vorbereitung auf die Obertertia des Gymnasiums. Von 1869 bis 1872 ging er auf das Progymnasium in Warburg (»In dieser Zeit ward ich innerlich zum Dichter«), das er mit der Unterprimareife verließ. Es folgten eineinhalb Jahre als Schüler des Gymnasium Paulinum in Münster. Dort liest er »verbotene Autoren« wie Bebel, Darwin, Marx, Proudhon, L. Büchner, Dubois und Reymond. Beginn der Lebensfreundschaft mit Heinrich und Julius Hart. Gemeinsam gründeten sie die Schülerzeitung *Satrebil* (das Wort ist eine Umkehrung von »libertas«), die verboten wurde. Man besuchte Hamanns Grab im Garten des ehemaligen Stadthauses der Fürstin Amalia von Gallitzin und das Rüschaus (Wohnsitz Annette von Droste-Hülshoffs). Über den literarischen Interessen vernachlässigte Hille die Schule und ging schließlich vorzeitig ab (»Ich hatte so gar kein Pflichtgefühl. Genuß wollte ich haben. Geistigen Genuß. Und ich glaubte, ich hatte recht«). Sein Vater holte ihn in die profane Arbeitswelt des Holzhausener Gutshofs zurück.

Er versuchte einen Eleven aus ihm zu machen, was natürlich ebenso erfolglos endete wie der Versuch, ihm die Beamtenlaufbahn zu eröffnen. Zwar tritt Peter Hille mit Widerstreben seinen Dienst als Zivil-Supernumerar bei der Dependence des Höxterschen Kreisgerichts in Nieheim an, aber er hat bald – nach seinen eigenen Worten – den Oberstaatsanwalt durch seine Protokolle in ärgerliche Verlegenheit gebracht.

Erste Gedichte entstanden (*Gedichte eines Civilsupernumerars*), die heute bis auf einen Text verschollen sind. 1877 ging Hille nach Leipzig, wo er Vorlesungen in Literatur, Philosophie und Kunstgeschichte hörte. Tätigkeit als Verlagskorrektor. 1878 kehrte er nach Holzhausen zurück. Im Winter 1878/1879 hielt er sich in Bremen bei den Brüdern Hart auf, die dort die *Deutschen Monatsblätter* herausgaben, an denen Hille mitarbeitete (er schrieb über Eichendorffs Lyrik, über die Geschichte der Novelle und den Humor in der Literatur). Für kurze Zeit Tätigkeit als Redakteur und Verleger des *Bremer Tageblatts*. Eine Erbschaft, die nach zwei bis drei Jahren aufgezehrt war, ermöglichte ihm Wanderungen durch Europa. Zweijähriger Aufenthalt in London, wo er im Armenviertel Whitechapel lebte und die englische Sprache lernte. Während dieser Zeit intensive literarische Arbeit. Anschließend zweijähriger Aufenthalt in Holland. Sein Versuch, ein deutschsprachiges Monatsheft zu gründen, scheiterte. Er verlor sein letztes Geld an ein Theaterunternehmen, das bankrott machte. 1884 blieb ihm, völlig mittellos, nur die Rückkehr nach Deutschland. Aufenthalt in Münster.

Anfang 1885 kommt Peter Hille halbverhungert in Berlin an. Wieder sind es die Freunde Heinrich und Julius Hart, die ihm helfen müssen, eine schriftstellerische Existenz aufzubauen. Er wird Mitarbeiter an den »Berliner Monatsheften für Literatur, Kritik und Theater«, ja, er gründet sogar eine eigene Zeitschrift: »Die Völker-Muse. Kritisches Schneidemühl von Peter Hille«. Unter diesem skurrilen Titel erscheinen zwei Nummern für zwei Abonnenten. Immerhin heißt der eine Detlev von Liliencron. Über einen Briefwechsel ergibt sich eine lebenslange, rührende Freundschaft. Der Meister des Impressionismus wird nicht müde, sich für Hilles Würdigung einzusetzen. Hille ist für ihn der »Jean Paul der Jetztzeit«.



Peter Hille (1854-1904)

Gemälde von A. Johnson

Anschließend zog Hille von Ende 1885 bis Frühjahr 1889 nach Bad Pyrmont. Bedrückende Geldnot, Hunger, Auszehrung und Krankheit. Eine weitere Zeitungsgründung mißlang. Hille ging erneut auf Wanderschaft: in die Schweiz und nach Italien (Mailand, Florenz). In Zürich Zusammentreffen mit Gottfried Keller. Anschlie-

ßend kam Hille bei seinem Bruder Philipp unter, der in Hamm als Geistlicher wirkte.

Im Hammer Gesellenhaus, das Kaplan Philipp Hille gerade erbaut hat, findet der Dichter nach vielen Jahren der Entbehrung – 1892 zieht es ihn noch einmal für kurze Zeit nach Holland – Geborgenheit.

1895 begleitete er seinen Bruder nach Berlin. Begegnung und Bekanntschaft u. a. mit Richard Dehmel, Rainer Maria Rilke, Otto Julius Bierbaum, Else Lasker-Schüler (die ihn in ihrem *Peter-Hille-Buch* mystifizierte), Johannes Schlaf, Paul Scheerbart, Herwarth Walden, Erich Hartleben, Peter Baum und Erich Mühsam. Sie alle brachten Hille große Verehrung entgegen. Hille kam in der *Neuen Gemeinschaft* unter, einem »Künstlerkloster«, das die Brüder Hart in einem Vorort, dem ländlichen Friedrichshagen, gegründet hatten. Seit 1901, nach dem Tod des Vaters, Sommeraufenthalte in Nieheim. Allmähliche Gesundheitsverschlechterung (u. a. asthmatisches Leiden). 1903 richteten ihm seine Freunde im Berliner Weinlokal *Dalbelli* das literarische *Cabaret zum Peter Hille* ein, wo Hille – jeweils montags – aus seinen Werken las. Er starb nach einem Zusammenbruch am 7. Mai 1904 in Berlin-Zehlendorf (Zitate n.: H. Birkelbach: *Peter Hille. Skizzen zu einer Biographie des Dichters*. In: *Hille-Blätter*. Nieheim 1984).

VI

Zur Textauswahl

Bei der vorliegenden Textauswahl stand der Herausgeber vor der Entscheidung, ob er einem Mixtum aus unterschiedlichen Werkkomplexen (ggf. ergänzt durch Briefzeugnisse und Dokumente zur Werkrezeption) oder Hilles Hauptgattungen, der Lyrik und dem Aphorismus, den Vorzug geben sollte. Das im Nachwort skizzierte Prinzip der komplexen Kontextualität Hillescher Dich-

tung (das eine relativiert das andere, erst das heterogene Gesamtbild legt Spezifika frei) sowie der Umstand, dass Hille selbst mit der Zusammenstellung einer Werkauswahl befasst war, die wohl der der *Gesammelten Werke* 1904/1905 nahe kommt, führte zu einer Favorisierung der Lyrik und der Aphorismen. Es wurden also bewusst nicht die vermeintlich »besten« Texte Hilles zusammengestellt und auch keine suggestive, vom Herausgeber vorgegebene Gruppierung vorgenommen (die in der Vergangenheit meist literaturwissenschaftlich irrelevanten Gesichtspunkten folgte), sondern das Textkorpus so belassen, wie es sich in der genannten Werkauswahl präsentiert. Der Verzicht auf weitere, nicht minder wichtige Aspekte des Werkes schmerzt, ist im Zuge des vorgegebenen Seitenumfangs jedoch unvermeidlich. So hätte das Augenmerk auch auf *Das Mysterium Jesu*, Hilles literaturwissenschaftliche Exkurse, seine *Enzyklopädie der Kleinigkeiten* oder seine *Romane* fallen können – all dies bewegt sich bei ihm auf der gleichen Ebene und vereint vielerlei: Virtuosität und Dilettantismus, Stringenz wie Inkonsistenz, Konstituierung wie Relativierung einer globalistischen Welt- und Gedankenordnung. Das Ziel des vorliegenden Lesebuchs ist es, eben diese strukturelle Offenheit und das Nebeneinander unterschiedlicher und disparater Elemente im Hilleschen Œuvre aufzuzeigen – wofür sich Lyrik und Aphorismus in besonderer Weise eignen.

Walter Gödden



Man könnte es sich in der Tat so vorstellen: Der 49-jährige Dichter Peter Hille besucht ein Jahr vor seinem Tod noch einmal seinen Heimatort Erwitzen. Ihn treibt eine unbestimmte sentimentale Anhänglichkeit. Anfangs zögert er, den entscheidenden Schritt zu tun, und bleibt am Ortseingang, gleichsam an der Schwelle seiner Erinnerungswelt, stehen. Kann er noch einmal ein unschuldiges Mitglied der Dorfgemeinschaft werden? Als er sich dann überwindet und die Grenze überschreitet, treten ihm seine früheren Bekannten ablehnend distanziert gegenüber.

Walter Göddens Hörspiel bringt dem Hörer einen Dichter nahe, der als »Asket und Narr, Weiser und Vagabund« sein Leben fristete.

Edition Nyland 2004

Gesamtspieldauer 59:19 Min. – 14,80 Euro

ISBN 3-89785-240-3

Vertrieb: mentis Verlag GmbH, Paderborn